

Der Weg zur Idee

Von Hans Neuhaus

Die heute durch den Impuls der nationalsozialistischen Idee entzündeten Werke haben — das ist immer wieder klar herausgehoben worden — eine tiefere Bedeutung, das heißt, daß man nicht für heute und morgen zu gründen und aufzubauen gedenkt, sondern daß diese Werke entstehen sollen, die für die Ewigkeit Bestand haben. Sie sollen ewige Räuber einer Zeit sein, die sich mutig aus der Gegenwart in die Zukunft hat.

Diese Kühnheit der Gedanken und des Willens, geboren aus dem unerschütterlichen Glauben an die Reinheit, Wahrheit und Ewigkeit der Idee, aus der Eingabe an das Ueberpersönliche, an die Ideen vom ewigen Sein des Volkes, ist die nationale sozialistische Weltanschauung. Es ist die Lebenshaltung, die durch den Blick in die Zukunft die gestaltende Kraft für die Gegenwart erhält. Absehbend von der Ueberhöhung des Persönlichen schaut sie über das Individuelle, ja über die Generationen hinaus an einem Wert, das, weil es über die Zeit und ihre Menschen hinausgeht, den Keim des Ewigen in sich trägt. Es ist der Stil, der die Folge nationalsozialistischer Gesinnung ist und der, man kann es sicher feststellen, bereits begonnen hat aus der Vereinzelung herauszugehen und tiefer und tiefer in die Gründe des Volksgeistes zu dringen.

Dieser neue deutsche Lebensstil ist, wo er ungefährlich und ohne Zweifel erscheint, von wunderbarer Klarheit und Einfachheit, obwohl er alles andere als einfältig und primitiv ist. Er braucht keine langwierige Entwicklung mehr durchzumachen; seine Zeit ist reif, er ist da, nur müssen, um ihn wirksam werden zu lassen, die deutschen Menschen sich nach dieser Haltung hin entwickeln. Nur wenigen ist es vergönnt, hineingeboren zu werden, die meisten müssen hineingewachsen. Das bedeutet, daß sie an ihrem Wesen und an ihrer Haltung forscht zu arbeiten haben, daß sie Anforderungen machen müssen, um mit sich und dieser Forderung eine Lebensharmonie zu bilden, um zur nationalsozialistischen Lebenshaltung zu gelangen.

Der hartnäckigste Gegner nationalsozialistischer Gesinnung ist der Zögerrhythmus, eine Vortellung, die fast jeden Menschen befallt und ihn zur Ueberbewertung seiner eigenen Persönlichkeit treibt. Täglich fordert die Idee der Gemeinschaft von dem einzelnen die schwere Prüfung und Opfer. Es ist wohl ein dauerndes Kampfen des Schicksals mit der zum Ganzen hinneigenden Idee des Gemeinschaftlichen. Der Mensch ist als einzelner eine einsame Unvollkommenheit, ein Splitter nur, mag er sich auch gern der glänzenden Täuschung hingeben, als einzelner ein Ganzes, und zwar ein freies und unabhängiges zu sein. Darum strebt er, ohne sich überprüft zu haben, erst auch zum einzelnen. — Warum und zu welchem Zweck: um sich zu finden.

Dieses erste Suchen nach seiner Form, bald fällt es ihm auf, ist ein Irrtum. Jedoch, auf diesem Irrwege wird ihm die Erkenntnis zuteil, daß ihm kein bisheriges Streben als einzelner zum einzelnen nicht die Harmonie, den Gleichklang seines Innern mit der äußeren Welt brachte. Trotz mancher Erfahrungen und Erkenntnisse, die er schöpfte, blieb er leer und unerfüllt. Jetzt aber kommt ihm klar das Erkennen, daß das erstrebte Ziel nicht durch die Hinkehr zum einzelnen gewonnen werden kann, sondern daß es in der Verbindung mit dem Ganzen sich vollendet. Plötzlich steht dieses Ziel klar und erhaben vor ihm. Der einzelne und letzte Inhalt des Lebens, eben sich als einzelner dem Ganzen einzuordnen, verflärt sich ihm, dem Suchenden, in wunderbarer, nahezu göttlicher Offenbarung.

Das ist der innere Weg zum Nationalsozialismus, an dessen Anfang die Sehnsucht stand und an dessen Ende die Erkenntnis der völkischen Gemeinschaft steht.

Die Idee, so hat es sich gezeigt, ist nicht einfach da. Sie ist ein zu edles Gewächs, als daß man sie ohne weiteres finden könnte. Sie muß durch Streben verdient werden. Sie muß umkämpft, erkämpft und immer wieder aufs neue verteidigt werden. Dieser ewige Kampf für die Idee wird dann zum Lebensziel, zu einer Lebenshaltung, die in steter Bewegung ewig neue Forderungen an den deutschen Menschen stellt.

Die Geschichte des deutschen Volkes zeigt, daß diese Stilleinheit als Lebenshaltung des ganzen Volkes noch nie da war, sowie auch das deutsche Volk noch nie ein in sich abgeschlossenes, einheitliches, seiner selbst bewußtes Ganzes gewesen ist. Der deutsche Mensch, diese Verkörperung eines völkischen Gemeinschaftlichen Lebensgefühls, — oft hat man diesen schneidenden Ruf zu einem billigen Schlagwort herabgewürdigt, — war erst in wenigen deutschen Männern Gestalt geworden. Die Masse der Deutschen blieb von dieser Sehnsucht lange unberührt. Der Deutsche war in dieser Form nie ein deutscher Mensch, das heißt, eine völkische Persönlichkeit. Es gab bis zur Erhebung des Nationalsozialismus als deutsche Weltanschauung nur Stände und Klassen, daraus sich das entspre-

chende Lebensgefühl entwickelte. Ein Teil glaubte in sich erfüllt zu sein, das war die Schicht, die „lebte und leben ließ“. Sie war geistig und leiblich satt und kannte keine Sehnsucht über das Ich hinaus. Der andere Teil, es waren immer die jeweils niedrigen sozialen Schichten des Volkes, war stets von einer grenzenlosen Sehnsucht befeuert, die anfangs nicht rein und überpersönlich nach der Erfüllung eines Gemeinschaftsgefühls hinzielte. Später jedoch wurde das Streben jener Bevölkerungsschichten auch von der Sehnsucht erfüllt und von den Gedanken der Gemeinschaft innerhalb einer Klasse und nicht eines Volkes abgegrenzt. Auch diese Bewegungen, von denen man glauben konnte, daß sie den Keim der Volksgemeinschaft in sich trügen, gingen den falschen Weg und erlitten schließlich im Klaffen. Je bewußter ein Volk wird, um so härter sind die Anforderungen, die es sich selbst stellt. Es ist der Drang in die Pflicht: zu tun, was nicht für den einzelnen gilt, vielmehr für eine Idee, die die Gesamtheit der Rasse, der Geschichte und des heimatischen Bodens umschließt. Die Sehnsucht nach dem Volke ist es, die die Arbeit des Alltags, die oft mühevollen Forderungen der täglichen Pflicht mit dem weiten Blick in die Zukunft der Nation verknüpft. Von wenigen Männern getragen, hat diese Sehnsucht aus dem Einsamen in das Ganze begonnen, das deutsche Volk zu erfüllen, auf das es zum Volke wurde.

Was wird aus diesem Sehnen und Streben anderes geboren, als die Freiheit. — Eine Freiheit, die nicht die Schrankenlosigkeit des einzelnen oder einer sozialen Klasse fordert. Sie ist nicht in den Lehren der französischen Revolution, weder im Liberalismus noch im Marxismus befaßt. Nein,

die wirkliche und allenthalben gerechte Freiheit, die den Menschen über sich und seine Unzulänglichkeit erhebt, kommt aus der Erkenntnis, daß ich als einzelner nichts bin, als Glied der völkischen Gemeinschaft aber alles vollbringen kann. Unsere Freiheit, die wir meinen, ist nicht auf der Straße zu finden, wir erringen sie im Kampfe mit uns selbst und den Demümnungen der Schicksal.

Der Nationalsozialist ist frei als Persönlichkeit, wenn er streng und gerecht gegen sich selbst die Anforderungen der Idee im täglichen Leben erfüllt. Die Idee ist die Sonne, die uns erhellt und uns zu solchen tätlichen Leistungen befähigt, denn aus diesem Kampfe zwischen den Reigungen des Ich und den Forderungen der Idee wird der Mensch geboren, auf den die deutsche Nation seit Jahrhunderten wartet, der Mann, dem es ernst und heilig ist um Deutschland, der sich für ewig und trotz allem zu der unterblichen Seele seines Volkes bekennt und dessen Lebenshaltung einmalig ist. — der deutsche Mensch.

Dieser braucht sich nie mehr zu fragen: Ist es recht und ist es deutsch, was ich tue? Er kann nicht anders als deutsch sein und deutsch handeln. Ob Staatsmann, Künstler, Gelehrter, Kaufmann, Arbeiter, Soldat und Bauer, eine gemeinsame Linie ist ihnen eigen. — der deutsche Stil. Ihr Schaffen, ihr Werk, alles ist klar und schön, weil ihre Gedanken aus einem Grunde kommen. Ihre Werke werden für Ewigkeiten Bedeutung haben, weil sich ihr Geist weiter fortzupflanzen wird von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert. Dann wird das Werk des Jährlings, dieses größten und reifsten deutschen Menschen für alle Zeit geliebt sein.

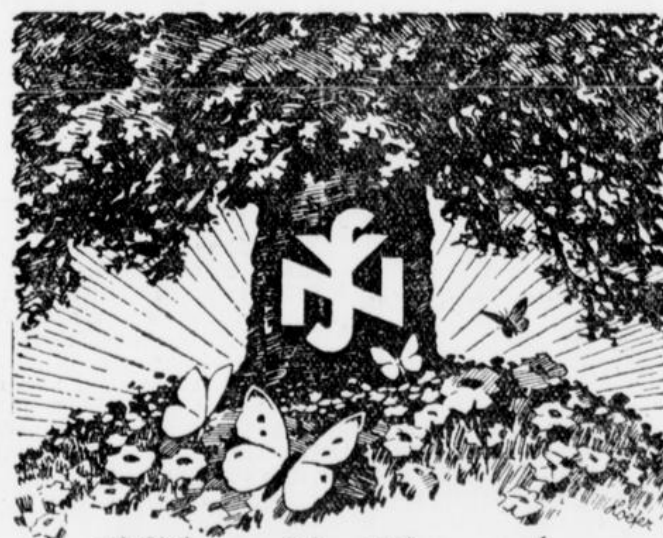
15 Millionen Schmetterlinge fliegen

Die NSB. zieht gegen die Not zu Felde

Noch klinkt in den Herzen des ganzen deutschen Volkes die Begeisterung, die das gewaltige Erkenntnis der Nation zu ihrem Führer in allen Gauen, Städten und Dörfern wachgerufen hat. In diesem Augenblick ruft die nationalsozialistische Volksgemeinschaft auf, die mit dem Stimmzettel von neuem befeuerte Treue zu Adolf Hitler und seinem Werk von neuem durch die opferbereite Tat unter Beweis zu stellen. Am 5. April werden 15 000 000

Schaffens steht die Sorge für die Gesundheit der deutschen Familie. „Gesundes Volk durch gesunde Mütter und Kinder“ lautet die Parole. Die Maßnahmen für den Schutz von Mutter und Kinder nehmen in den nächsten Tagen die bevorstehende Sommerarbeit den breiten Raum ein.

Freilich werden diese Vorhaben nur dann verwirklicht werden können, wenn das ganze deutsche Volk in geschlossener Volksgemeinschaft für sie eintritt. Und weil unser Volk in seiner überaroben Mehrheit die Notwendigkeit der Hilfsmaßnahmen



Nähre die Wurzeln
der Volksgesundheit
durch deine
Opferbereitschaft

Reichsstrassensammlung der N.S.V.

bunte Schmetterlinge über ganz Deutschland flattern, um allen Volksgenossen den Frühling zu kündigen, die Zeit des dankenden Lebens. Die Schmetterlinge kommen zu uns als Kämpfer und Werber für die Aufgaben der NSB., die sich das Ziel gesetzt hat, überall dort einzugreifen, wo Menschen der Hilfe der Volksgemeinschaft bedürfen, um wieder zu voller Lebens- und Schaffenskraft zu gelangen.

Ein ungeheurer großer Arbeitsfeld tut sich auf, ein Arbeitsfeld, dessen Größe keiner von denen nicht abnt, der dem einer NSB. Sammelbüchse geopfert. Im Mittelpunkt allen

der NSB. verbleibt, werden auch in diesem Jahre alle sich in die Menge der Opfernden einreihen, wenn Zeitung und Plakat, Rundfunk und die Mitglieber der NSB. als Sammler zur Beteiligung aufrufen.

Alle werden mithelfen, die Arbeiter der Stirn und der Faust; insbesondere auch diejenigen, die der Not noch nicht in ihre ersten Augen zu schauen brauchen. Die bunten Schmetterlinge, die am 5. April d. J. verfliegen werden, nachdem am 4. April bereits eine Vorkampfung in den Betrieben, Haushalten usw. vorangetrieben, finden darum auch gewiß reichlichen Abfall. Ein jeder weiß, wofür er die 20 Pfennige opfert.

Schacht über Kirdorf

Geheimrat Emil Kirdorf tritt in diesen Tagen in sein 90. Lebensjahr ein. Wir möchten aus diesem Anlaß auf ein Werk hinweisen, das in den nächsten Tagen erscheinen wird: „Walter Schmeißer, Emil Kirdorf, der Mann, sein Werk“. (Walter Schmeißers Nationalverlag, Essen). Reichsbankpräsident Dr. Schacht hat dem Buch ein Geleitwort gewidmet, das von allgemeiner Bedeutung ist. Mit Genehmigung des Verlages geben wir wieder, was Dr. Schacht über das Wirken Emil Kirdorfs zu sagen hat.

In vorgerücktem Alter erst bin ich zu Emil Kirdorf in persönliche Beziehungen getreten. Aber durch meine ganzen Lern- und Wanderjahre hat die Gestalt dieses Mannes schon ihre Bedeutung für mich gehabt. Er war in der Wirklichkeit der bedeutendste Vertreter einer Lebensführung, die in Zeiten revolutionärer Massenpolitik nur zu oft in ihrer Bedeutung übersehen wird, nämlich Träger einer schöpferischen, willensstarken, vorwärtsdrängenden und das Gewonnene erhaltenden Kraft. Nur Männer solchen Schlages sind es, die die Welt vorwärtsführen. Keine Masse gerät in Bewegung, wenn nicht Führer dieser Art entstehen. Unsere jetzige politische Zeit ist ein schlagender Beweis hierfür.

Wirtschaftsführer werden niemals populär. Wer wirtschaftet, wer ein Geschäft hat, wer Waren herstellt, die er verkaufen möchte, trägt merkwürdigerweise den Stempel der Gewinnlust und des Egoismus an der Stirn. Der Politiker, der von den Gewinnen der Wirtschaft lebt, gilt als Idealist.

Aus diesem merkwürdigen äußeren Gegensatz erklärt es sich, daß Emil Kirdorf seitens der Wirtschaft der Freude an dem wirtschaftlich Erreichten und dem Zweifel am politischen Gelingen teilhaftig war. Was er durch seine Arbeit erreichte, half in höchstem Maße die wirtschaftliche Grundlage schaffen, auf der ein Volk seine politische Macht aufbauen kann und muß. Er konnte dies nur schaffen, wenn er sich ganz diesem Werke hingab. Er wußte, daß er mit seinem Werk der Politik dienste, und konnte doch nicht abgelenkten Einflüssen auf diese Politik gewinnnen. Was er aber an politischen Fehlern und Irrtümern um sich herum in seinem Vaterlande sah, mußte ihm immer wieder die ganze Frage vorliegen: Wird das, was du hier wirtschaftlich schaffst, überhaupt verstanden und wird es politisch ausgewertet?

Emil Kirdorf haben die politischen Enttäuschungen der Kriege- und Nachkriegszeit schwerer getroffen als manchen Jüngeren, denn zur wirtschaftlichen Grundlage politischer Erfolgsmöglichkeit hat er mehr beigetragen als irgendeiner seiner Zeit. Wer dieses Buch liest, möge nicht nur aus ihm Belehrung und Bereicherung für die Persönlichkeit schöpfen, die nun einmal höchstes Glück der Erdensfinder ist, er möge sich auch bewußt werden des Zusammenhangs zwischen der einzelnen Persönlichkeit und dem Volksganzen. Denn das Volksganze lebt erst durch seine führenden Persönlichkeiten. Und er möge lernen aus diesem Buch, daß zur Politik die Beherrschung aller Lebensvorgänge eines Volkes gehört und daß unter ihnen die Wirtschaftskraft nicht die geringste ist.

Vor seinen Augen steht nicht nur das bunte Leuchten der reizvollen Schmuckstücke; er sieht in dem Leuchten all die dankbaren Blicke verarmter Mütter, die nun gefunden werden, er denkt an die glücklichen Wochen, in denen sie Sorge und Gram vertrießen. Kinder werden aus Licht- und freudlosen Räumen hinausgeholt und in Sonnenanstrich und frischer Luft baden. An das Ohr des Opferbereiten schlägt der Jubel von tausend Kinderstimmen, die in Krippen und Kindergärten umhert und betreut werden. Tausende Mütter, die in stiller Hoffnung auf ihre glückliche Stunde harren, finden Rat und Hilfe und schenken unserem Volk ein gesundes Geschlecht.

Es ist hier nicht der Platz für eine lange, trockene Statistik. Nur andeutend sei die Arbeit der Hilfsstellen für Mutter und Kind. Im Jahre 1935 wurden 571 455 werdende Mütter, Wöchnerinnen und ledige Mütter betreut. In Kindertagesstätten fanden 529 935 Kinder Unterkunft. Seit der Machtübernahme wurden insgesamt 106 016 Mütter zur Erholung verfrachtet und die Familienleitungen des Hilfswerkes „Mutter und Kind“ betrugen 44 965 284 RM.

Einige wenige Zahlen, und doch welche eine Sprache reden sie! Dabei betreffen sie nur einen ganz kleinen Auschnitt aus dem weitverzweigten Arbeitsfeld nationalsozialistischer Wohlfahrtsarbeit. Man kann wohl hoffen, daß die Sprache dieser Zahlen jeden Volksgenossen bestimmen wird, sich einen oder besser noch mehrere der bunten Schmetterlinge am 5. April „einzufangen“.

Das kommende Berufserziehungsgefeß

Ausrüttung der Lehrlingszucht

Die Heranbildung unseres Nachwuchses zu leistungsfähigen Arbeitskräften ist eine der wichtigsten Aufgaben der nächsten Zukunft. Ein bedeutsamer Schritt auf diesem Wege wird das kommende Berufserziehungsgefeß sein.

Das Hauptziel dieses Gesetzes wird sich mit der Neubildung des Lehrlingswesens befassen. Wie die Deutsche Volkswirtschaft hierzu ausführt, gibt es trotz deutlicher Besserung seit dem Jahre 1933 — leider immer noch Lehrlern, die sich ihre Lehrlinge nicht halten um an deren Erziehung mitzuwirken, sondern weil sie eben nur die Arbeitskraft des Lehrlings vorteilhaft im Betrieb verwerten wollen. Diese Einstellung eines Lehrherrn ist natürlich grundfalsch und hat im nationalsozialistischen Staat keinen Raum mehr. Der Lehrling soll nicht mit Arbeiten beschäftigt werden, die für den laufenden Betrieb am bequemsten und rentabelsten sind, sondern vielmehr mit den die Ausbildung am besten fördernden Arbeiten.

Was mit dem neuen Gesetz unbedingt erreicht werden muß, ist eine völlige Ausrüttung der Lehrlingszucht und eine beträchtliche Hebung des Durchschnittes unserer Lehrlingsausbildung. Wie die Deutsche Volkswirtschaft schreibt, werden durch das Gesetz unmittelbar die Normen und Grundzüge festgelegt, die für alle Lebensverhältnisse verbindlich sind. Dahin gehören namentlich allgemeine Pflichten und Rechte des Lehrherrn und des Lehrlings, Grundzüge über den Lehrbetrieb, die mit der Berufserziehung eng zusammenhängenden sozialpolitischen Bestimmungen, Sicherung für die Erreichung des Lehrzweckes usw. Gerade letzteres ist äußerst wichtig, denn schuld an der bisherigen mangelhaften Bekämpfung der Lehrlingszucht waren nicht etwa die Überwachungsbehörden, sondern die unzulänglichen Rechtsgrundlagen dieser Stellen.

Die Berufslehre muß sowohl strafrechtlich als auch zivilrechtlich unter stärkeren Schutz gestellt werden. Lehrlingszucht bedeutet Raubbau an der Jugend und bedingt daher eine harte Strafe. Ebenso muß

der Lehrherr für mangelhafte Ausbildung des Lehrlings zur Rechenschaft gezogen werden können. Notwendig ist natürlich, daß außer der Einzelregelung zwischen Lehrherrn und Lehrling noch eine überbetriebliche Lenkung der Berufserziehung vorgenommen wird. Hierfür kann nur die Deutsche Arbeitsfront zuständig sein, die ja zum Treuhänder der Berufserziehung eingesetzt ist.

Die Berufserziehung des Jungarbeiters wird genau so wie die des Lehrlings in das neue Gesetz einbezogen. Auch für den Jungarbeiter muß künftig die Berufserziehung im Vordergrund stehen. Befindet sich doch der Jungarbeiter ebenfalls in einem Auszubildungsverhältnis, das sich vom Lehrlingsverhältnis lediglich der Grade nach, nicht aber dem Grunde nach unterscheidet.

Wie hieß Arminius?

Das wir heute deutsch sprechen und deutsch fühlen, deutsch denken und deutsch handeln, das verdanken wir dem Werk jenes Cheruskerfürsten, dessen deutschen Namen wir nicht kennen. Ohne seine Eroberung wären wir romanisiert, wie es die Spanier und Franzosen heute sind. Er selber wurde seiner politischen und militärischen Verdienste wegen von Kaiser Tiberius mit der römischen Ritterwürde bedacht und in das Geschlecht der Arminier unter dem Namen Gaius Julius Arminius aufgenommen. Das Dunkel, das über seinem deutschen Namen liegt, wird sich kaum aufheben. Manche meinen, er habe im Juge der sumerit mit Sig-gebildeten Namen seiner Sippe, Sigfried geheißt und sei das Urbild der deutschen Sagenwelt; andere vermuten, er habe nach dem germanischen Licht- und Schwertgott Irmin den Namen Ermino getragen und habe im Anknüpfen hieran sich seinen römischen Rittersnamen ausgesucht. Auf keinen Fall aber hat er Hermann geheißt; diesen wesentlich jüngeren Namen hat ihm erst Klopstock verliehen. Auch Thunisbals Name ist uns, wie Hans Wend in einem farbig behilderten Beitrag des Märzheftes von Velhagen u. Klafing Monatsheften schreibt, nur in verunstalteter Form überliefert worden. Sie hieß in Wahrheit Thutinhilt.

„Dänisch-Schlesien“

Eigenartige „Irrtümer“ in der englischen Öffentlichkeit über Deutschland

London. Das meiste Unglück auf dieser Welt beruht auf Mißverständnissen oder auf Unkenntnis. Die böse Mißverständlichkeit erst an zweiter Stelle. — Sollte dies nur ein schwaches Trostwort sein, das der Enttäuschte für sich gerät; hat, oder fällt der böse Wille doch schwerer ins Gewicht?

Wie dem auch sei, in Zeiten der internationalen Krise wirkt sich die völlige Unschwertheit durch Wissen und Kenntnisse besonders verheerend aus. Gar mancher betritt da die Plattform der Öffentlichkeit oder greift leichtfertig zur mittelbaren Feder, ohne auch nur die Anfangsgründe einer besseren Mittelschulbildung für seine lässliche Absicht mitzubringen, einen Beitrag zu liefern für die Lösung brennender Tagesfragen.

Jedermann wird sich noch des traurigen Jahres 1919 erinnern. Damals brachten die sogenannten Friedensverträge nicht nur eine Menge Irrtümer mit sich, sie waren ja auch auf dem Irrtum aufgebaut. Man entsinne sich in diesem Zusammenhang eines Mißverständnisses, den sich Lord George geleistet hat. Lord George forderte im Jahre 1919 die Entsendung von Geheimschiffen nach Ostpreußen, weil er annahm, daß das Wort „aber“ auf eine gebräuchliche Landssprache laute. Inzwischen hat der geistreiche Staatsmann nicht nur diesen Irrtum einsehen, sondern auch die grundlegenden Fehler, die auf der sogenannten Friedenskonferenz von Versailles begangen worden sind.

Im politischen Leben Englands betätigen sich auch heute noch Leute, denen ähnliche Irrtümer unterlaufen wie damals Lord George mit seinen Geheimschiffen. Die Anhäufung dieser Irrtümer muß aber einmal Anlaß geben zu einer gründlichen Feststellung: Hier ist nicht nur Unwissenheit am Werke, sondern auch politisch interessierende Kräfte.

durch die die Unkenntnis in ihrer verderblichen Auswirkung verstärkt wird, und Bösartigkeit macht es sich an, Einfluß auf die Gestaltung der Dinge und die Geschichte eines Landes auszuüben, das es in keiner Weise kennt. Das Folgende ist nur eine kleine Blütenlese von einem einzigen Tage, sie könnte mit jedem neuen Tage beliebig erweitert werden. Am Montag sprach in Bootle das Mitglied des englischen Kabinetts, der Unterhausabgeordnete Clynnes, ehemaliger Innenminister des Britischen Reiches. Er sagte: Der Weltkrieg würde wahrscheinlich nicht so schnell gekommen sein, wenn nicht Deutschland die Niederlage hätte auslösen wollen, die ihm die Franzosen im Jahre 1870 zuzugestanden haben. — Kommentar überflüssig.

Der „Daily Telegraph“, der als ein der letzten englischen Regierung nahestehendes Blatt gilt, bringt in seiner Ausgabe vom 30. März eine Zuschrift, in der von Deutschlands größtem militärischem (1) Schriftsteller, dem General (1) von Treppach-Loringhoven, die Rede ist. Der Redaktor dieses Blattes, die sonst alles wissen will, ist dieser peinliche Mißgriff ebenso unterlaufen wie sie an anderer Stelle eines Pariser Berichtes fälschlich behauptet, daß unter denjenigen Gebieten, die Deutschland eines Tages einleiten möchte, sich auch Dänisch-Schlesien befände. Dieser Tatbestand erinnert an eine von einer großen Londoner Wochenzeitung vor einiger Zeit veröffentlichte Karte Deutschlands, in der Ostpreußen als Teil der Provinz Pommern angegeben wurde.

Ein aufmerksames Studium der englischen Blätter, aber auch der Reden mancher englischer Politiker ermöglicht fast täglich die Feststellung derartiger „Irrtümer“. Sollten diese bedauerlichen Mißgriffe nur auf der völligen Unschwertheit durch grundlegende geographische Kenntnisse beruhen?

Ein Soldat hat das Wort

General Lawrence über die künftige Politik Großbritanniens — „England sollte sich draußen halten...“

London. General Sir Herbert Lawrence, Abkömmling einer alten englischen Soldatenfamilie, der die Nation eine Reihe hervorragender Führer verdankt, nimmt in einer eingehenden Londoner Tageszeitung zur politischen Lage Stellung. Der allgemein hochgeschätzte Offizier, der als Präsident der Kienfongkonger Riders Ltd. und Riders-Armstrong Ltd. einer der maßgebendsten Wirtschaftsführer des Landes ist, tritt mit aller Offenheit für Englands Distanzierung in allen kontinentalen Fragen ein.

Ein Kämpfer vieler Schlachten

Die Worte des Generals verdienen umso größere Beachtung, als er selbst ein alter Militär ist, der den Krieg mit all seinen Einzelheiten aus eigenem Erlebnis kennt. Wie schon erwähnt, ist Sir Herbert Lawrence Sprößling eines alten Offiziersgeschlechts. Sein Vater kämpfte in Indien während der Sepoy-Kriege und wurde später durch die Ernennung zum Bischof ausgedient. Sein Onkel, Sir Henry, war jener berühmte Feldherr, der die Stadt Ladown während der indischen Rebellion mit äußerster Tapferkeit verteidigte.

Sir Herbert selbst focht in einer ganzen Reihe von Feldzügen als aktiver Offizier. In jungen Jahren holte er sich im südafrikanischen Kriege und in Ägypten die ersten Begehrten. Im Weltkrieg stand er beim englischen Expeditionskorps auf Gallipoli und kämpfte nach der Räumung der Dardanellen an der Westfront. Im letzten Kriegsjahre war er Generalstabsoffizier der englischen Armee in Frankreich. Durch seine hervorragenden Leistungen wurde er mit den höchsten Orden Englands, Frankreichs, Japans, Rumaniens, Amerikas, Serbiens und Belgiens dekoriert.

„Keep out...“

Zwei seiner Söhne felen auf den Schlachtfeldern Flanderns als Offiziere der Goldstream-Garde. General Lawrence's Ansicht über die künftige Großbritanniens einschlagende künftige Außenpolitik kommt also aus dem Munde eines Mannes, der die Schreie

ten des Krieges am eigenen Leibe verspürt hat.

Man fragte den Herrführer: „Glauben Sie, daß wir uns künftighin allen Streitigkeiten Europas fernhalten sollen? Wenn ja, soll diese Distanzierung in wohlwollender und wachsender Weise erfolgen?“

General Lawrence erwiderte: „Ich glaube, daß unsere Zukunft mit der Zukunft Europas unlöslich verbunden ist. Aber wir selbst sollten darüber zu entscheiden haben, ob wir in die Streitigkeiten anderer Staaten eingreifen wollen.“

„Bedeutet das eine künftige Isolierung Großbritanniens im Falle europäischer Differenzen?“ lautete die Gegenfrage. „Daher“, meinte der General. „Ausgenommen natürlich sind solche Fälle, in denen britische Interessen direkt berührt werden...“

Dieser vernünftige Standpunkt des Mannes, der ein Kapital von über 400 Millionen Mark kontrolliert und mehr als 40.000 Arbeiter in seinen Werken beschäftigt, deutet sich haargenau mit dem Inhalt der bei englischen Zeitungsredaktionen in großer Zahl einlaufenden spontanen Zuschriften aller Kreise. „Keep out!“ (Halte euch fern) ist die Parole der englischen Öffentlichkeit. Kein Mensch wünscht, daß das britische Volk abermals für Frankreich die Kassen aus dem Feuer halt oder Verpflichtungen eingibt, die es eines Tages in einen europäischen Krieg verwickeln würden.

Wie Gruelmärchen entstanden

Ein außerordentlich schlagendes Beispiel, wie im Weltkrieg aus ursprünglich ganz richtigen Meldungen durch das Hin- und Herwerden in der führenden Presse der feindlichen Länder Gruelmärchen entstanden und laminarartig anwuchsen, wird von der Engländerin Florence Boedel in einem Buch „The Power of the Press for Peace and War“ angeführt. „Hier ist eine kleine Geschichte“, bemerkt dazu eine englische Zeitschrift, die dieses Beispiel aufgreift, „an die sich zu erinnern für jeden von uns in allen

Zeiten einer internationalen Krise gut sein würde. Sie enthält den Rea, auf dem Uebertreibung aus einem winzigen Wahrheitskern eine ungeheuerliche Fälschung aufsteht.“ Die folgenden Kriegsnachrichten fanden sich der Reihe nach in führenden europäischen Zeitungen:

„Königliche Zeitung“: Als der Fall Antwerpens bekannt wurde, läuteten die Kirchenglocken. (Ge-meint ist in Deutschland.)

„Le Matin“ (Paris): Nach der „Königlichen Zeitung“ wurde die Gestlichkeit in Antwerpen gezwungen, die Kirchenglocken zu läuten, als die Festung eingenommen war.

„The Times“ (London): Der „Matin“ erzählt aus Köln, daß belgische Priester, die sich nach der Ein-

nahme von Antwerpen weigerten, die Kirchenglocken zu läuten, ihres Amtes entsetzt wurden.

„Corriere della Sera“ (Mailand): Wie die „Times“ über Paris erfahren, wurden die unglücklichen belgischen Priester, die sich nach der Einnahme von Antwerpen weigerten, die Glocken zu läuten, zu Zwangsarbeit verurteilt.

„Le Matin“ (Paris): Laut einer Nachricht des „Corriere della Sera“ aus Köln via London bestätigte sich, daß jene belgischen Priester, die sich nach der Einnahme von Antwerpen heroisch weigerten, die Glocken zu läuten, von den barbarischen Eroberern als lebende Kanonen mit den Köpfen nach unten an die Glocken gehängt wurden.

Der italienisch-albanische Pakt

Militärbündnis, Wirtschaftsabkommen und kulturelle Annäherung
Der Duce unumschränkter Herr der Adria

Rom. Italiens systematische Durchdringung Albaniens wurde durch den Abschluß des neuen italienisch-albanischen Vertrages in ein entscheidendes Stadium gelenkt. Das Abkommen wurde im albanischen Parlament Gegenstand heftiger Angriffe, wurde aber schließlich mit Mehrheit angenommen.

In italienischen Kreisen erblickt man im Abschluß dieses Vertrages einen geschickten Gegenschlag zu den Anstrengungen des Balkanbundes, der Albaniens Außenpolitik zu beeinflussen versuchte. Im Falle eines Krieges mit einer Mittelmeeremacht wird Mussolini nunmehr in der Lage sein, mit Hilfe Albaniens die Adria gegen England und Jugoslawien in wenigen Stunden zu schließen.

König Zogu von Albanien hatte die Wahl, sich einem der Staaten des Balkanbundes oder Italien anzuschließen. Die kriegerischen Erfolge des Duce auf den Schlachtfeldern Äthiopiens und die wachsende Unzufriedenheit unter den eigenen Unterthanen dürften für seine Entscheidung zugunsten Italiens in allererster Linie mitbestimmend gewesen sein.

Ein italienischer Generalstabsoffizier für Albanien

Die Finanzlage des Königreiches hatte sich in letzter Zeit so verschlechtert, daß eine Auslandsanleihe dringend geboten erschien. Aus diesem Grunde war für Zogu die finanzielle Unterstützung einer der Hauptfaktoren für seine Anlehnung an Rom; keines der dem Balkanbunde angehörenden Länder hätte ihm mit einer Anleihe aus seinen Schwierigkeiten heraushelfen können.

Die militärischen Abmachungen umfassen die Rückkehr italienischer Offiziere in das albanische Heer

und eine Aufrüstung in kleinerem Umfang, ferner die Ernennung eines italienischen Generals, der gleichzeitig als militärischer Berater König Zogus die Befugnisse eines Generalstabsoffiziers erhalten soll. Schließlich soll der Berg Saraborn an der Balona vorgelagerten Stadt, der die italienische Insel Salento beherrscht, stark mit Befestigungen versehen werden, und endlich sei noch die autonome (italienische) Verwaltung der Safienjettung Durazzo erwähnt, die Albanien gegen die Gewährung einer Anleihe zur Verbesserung des Hafens zulagen mußte.

Del für Italien

Für König Zogu sind in erster Linie die wirtschaftlichen Vorteile des Vertrages von Interesse. Die Schaffung einer Marktarbeit unter italienischer Kontrolle ist vorgezogen, ferner die Organisation des Tabakmonopols unter der Leitung italienischer Fachleute, wogegen Italien sich die Erweiterung seiner Konzessionen zur Bedingung gemacht hat. Die rein finanzielle Seite bezieht sich auf 2 Anleihen. Albanien erhält von Italien eine sofortige Anleihe von 500.000 Mark und eine weitere Anleihe von insgesamt 6.600.000, die sich auf 5 Jahre zu je ein Fünftel dieser Summe verteilt. Mit diesen Geldern dürfte König Zogu zunächst seine dringenden Verpflichtungen decken können.

Hand in Hand mit den militärischen und wirtschaftlichen Abmachungen gehen die Pläne zur kulturellen Durchdringung Albaniens. Die italienischen Schulen, die im Jahre 1933 geschlossen wurden, werden sofort wieder eröffnet. Gleichzeitig enthalten diese Vertragsklauseln besondere Maßnahmen für Kindererziehung und Jugendwohlfahrt im allgemeinen.

Mit dem Lebensretter auf dem Standesamt

Wie ein Rundfunkanleger zu seiner Frau kam

London. Die Geschichte begann Mitte November 1932 mit folgender Zeitungsnotiz unter der Rubrik „Unglücksfälle und Verbrechen“:

Vom Tode errettet.

Gestern Abend gegen 6 Uhr hörten die Passanten des belebten „Strand“ im falken Nebel plötzlich einen lauten Aufschrei. Im selben Augenblick schlug ein menschlicher Körper auf das Straßenpflaster, dicht vor dem Hotel Savon. Man stürzte auf das Opfer zu. Aber schon hatte ein Herr die junge Frau, die um Haarsbreite von einem Autobus überfahren worden wäre, im letzten Moment unter Einfluß seines Lebens ausdauernden Willens und damit gerettet. Man brachte die Dame zur nächstgelegenen Rettungstation, wo man sie untersuchte und sie sich rasch von dem Schrecken erholte. Verletzungen hatte die junge Frau nicht davongetragen.

Das Informatio des Lebensretters

Die Zeitung vermeldete, daß der Lebensretter kein anderer war als Cecil Law, einer der beliebtesten Anläger des britischen Rundfunks. Cecil Law selbst, der sich ohnehin vor seiner großen Popularität kaum retten konnte, verbat sich ausdrücklich die Namensnennung und verweigerte auch der Gerichten, einer auffallend hübschen jungen Frau mit brünettem Haar und schlanker Figur beharrlich jede Auskunft über seine Person.

Nachdem Law mit der jungen Frau noch eine halbe Stunde in einem Zimmer bei angeregtem Gespräch verweilt hatte, trennte sich das Paar. Cecil Law wehrte ab, als Winifred Greenwood — so stellte sich die vom Tode Errettete vor —, ihn weiterhin mit unaufhörlichen Dankschreien überschüttete. Er erklärte ihr nur, daß er weiter nichts als seine Menschlichkeit getan habe, verabschiedete sich und verschwand um die nächste Straßenecke, nachdem er Miss Greenwood wohlbehalten vor ihrer Haustüre abgeliefert hatte.

Somit ist die Geschichte einer Iener an sich belanglosen Vorfälle, wie sie in einer Residenzstadt wie London an der Tagesordnung sind.

Ein unerwartetes Wiedersehen

Jahre vergingen. Anfang 1936 trafen in Southampton der deutsche Ozeandampfer „Westerland“ nach Neuport in See. Unter den Passagieren befand sich auch jene Miss Winifred Greenwood aus London, die jenseits des großen Teiches Verwandte besuchen will. Es ist ihr entgangen, daß auch ein jüngerer Herr in Reichdeh in Southampton eingetroffen ist. Neuport ist sein Ziel. Am zweiten Tage der Seereise ereignet sich die große Ueberraschung. Der Steward ruft zum „Diner“. Winifred Greenwood nimmt an der Tafel Platz. Ihr gegenüber sitzt ein Herr im tadellosten Abendanzug. Als bald stellt er sich vor. Sehr geschickt weiß er eine Unterhaltung zu beginnen, die sogar für Winifred nicht eines gewissen Reizes entbehrt. Argendstes Unbestimmtes und oh Bekanntes an dem Gegenüber fesselt sie. Auch ihr Gesprächspartner wird nachdenklich. Er bleibt sich nicht lange im Anknüpfen. Unerwartet fallen Worte, die auf ein Erlebnis im Novemberherbst 1932 Bezug haben. Cecil Law sitzt Winifred Greenwood gegenüber, jener jungen Frau, der er das Leben rettete.

Ich bitte um Ihre Hand, Madame...

Es folgten fröhliche Stunden an Bord. Der Londoner Rundfunkanleger erzählt, daß Winifred Greenwood inzwischen verheiratet ist. Ihr Gatte aber vor einem Jahre gestorben war. Cecil Law findet Ge-

fallen an der jungen hübschen Witwe; er findet Winifred noch anziehender als vor drei Jahren. Den Passagieren der „Westerland“ entgeht es nicht, daß sich hier zwischen dem Paar ein reger Verkehr entwickelt. Es wurde sogar mehr als ein Flirt. Zwei Tage nach dem unverhofften Wiedersehen glaubt der Anläger nicht länger ohne Winifred leben zu können. Er geht um ihre Hand an; sie sagt „Ja“. Nun rasch zum deutschen Kapitän, der die Trauung vollziehen soll. Aber der weiterharte Seebär, der für derlei Wünsche das größte Verständnis hat und seinen Augenblick an den sarten Reaktionen in Cecil Laws Brust zweifelt, bedauert: die „Westerland“ befindet sich bereits in amerikanischen Gewässern, und die Hoheitsgrenze der USA. muß unter allen Umständen respektiert werden, denn so will es das internationale Seefahrtsabkommen.

Winifred Greenwood und Cecil Law finden sich mit dem Unvermeidlichen ab. Zwar hätte eine Trauung an Bord einen ungewöhnlichen Reiz gehabt, aber man muß sich nun bei Neuport gebuden.

Am nächsten Tage findet die Trauung in irgendeinem der zahlreichen Neuporter Standesämter statt. Diesmal aber ging die Weltreise darüber nicht so stillschweigend hinweg, wie über den Vorfall am Londoner Strand im November 1932 Cecil Laws romantischer „Non-Stop-Flirt“ an Bord wurde von den Neuporter Abendblättern bereits in aller Ausführlichkeit geschildert, denn der berühmte Londoner Anläger ist auch dort kein Unbekannter. Beim Verlassen des Standesamtes empfing Winifred den ersten ehelichen Kuß, eine Szene, die auf bildtelegraphischem Wege der englischen Presse übermittelt wurde. So endete die Amerikafahrt der jungen Engländerin, die, wie es heißt, sich dem Film verschreiben wollte, um eines Tages eine Berühmtheit zu werden. Nun hat Cecil Law ihrem Schicksal zum zweiten Male eine Wendung gegeben.

Anzeigenteil

Bis Ostern erhält jeder im festen Arbeitsverhältnis stehende bei Kirsch alles

ohne Anzahlung:

Kohlenherde, Sparbrenner	ab 104.- RM.
Gasherde mit besten Sparbrennern und Backöfen	ab 56.- RM.
Hand-Waschmaschinen mit Garantie	ab 32.50 RM.
Wassermotor-Waschmaschinen mit Garantie	ab 53.- RM.
Elektro-Waschmaschinen m. Garant.	ab 110.- RM.
Fahrräder, Spitzenfabrikate	ab 32.- RM.
Kinderwagen	ab 35.- RM.
Nähmaschinen, Marke Anker	ab 198.- RM.
Tafel- und Kaffeeservices in allen Preislagen	
Beleuchtungskronen	

Bis 18 Monate Ziel! Lieferung frei Haus

Annahme von Eheschuldenscheinen und Kinderbeihilfe
Kirsch
CASTROP-R. Münsterstr. 21

Kustrierte Sonntagspost

Frühling in der kleinen Stadt

Von Else Rabe

Man zieht den Vorhang zur Seite und ist geblendet von der weiß-silbrigen Luft vor dem Fenster. Da ist noch die Morgenkühle, der dünne Nebel der Frühlingsnacht. Aber die Sonne, die sich noch irgendwo verborgen hält, sie durchbohrt mit ihren unvergleichlich spizen Strahlen jedes Atom, sie löst Nebel und Morgenkühle.

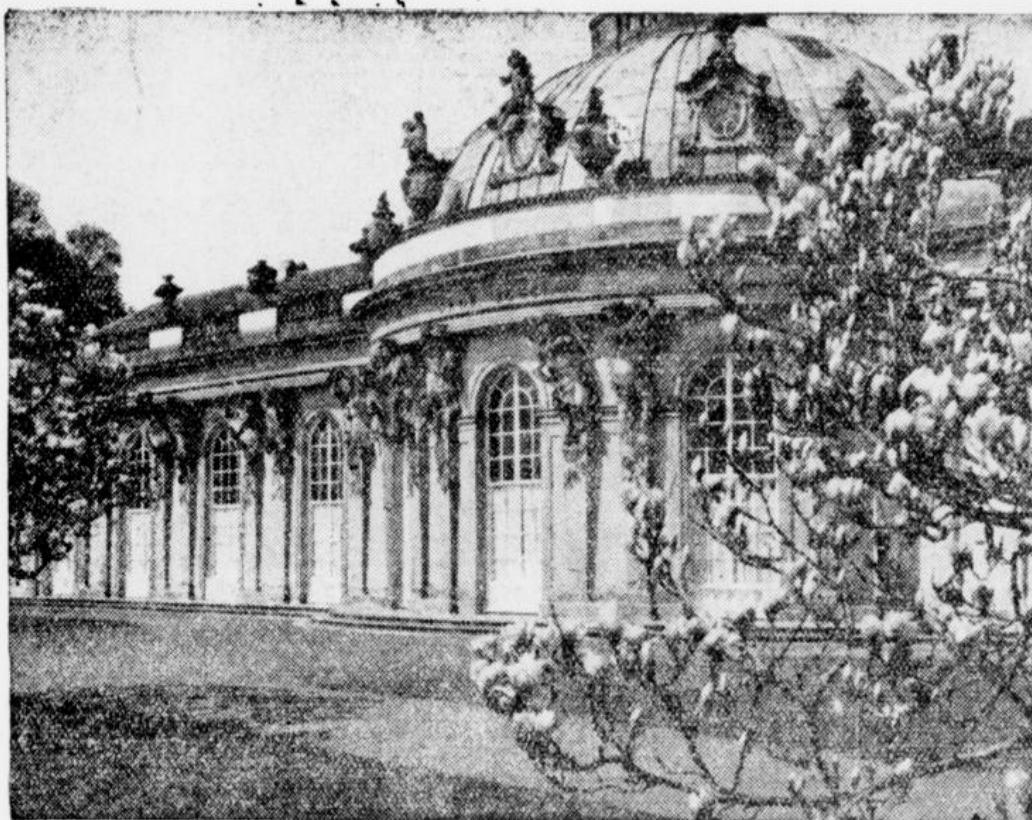
Das Städtchen führt seine Straßen und Gassen auf und ab, auf steil hinkletterndem Asphalt, holprigen Kieselsteinen und über Treppen zuweilen, von uraltem, verrostetem Geländer gesäumt.

Am Schloßberg sind die winzigen Hütten dicht übereinander gebaut. Ich steige gemächlich den Serpentinweg hinauf und bin unversehens auf der Plattform und vor den Türen des Schlosses. Dieses Schloß! Es ist tausend Jahre alt, auf seinem Bergfried hat Till Eulenspiegel, der Schalk, als Turmwächter manchen Streich gespielt. Er stieß laut in sein Horn; das Kriegsvolk warf die Becher um, oder fiel aus wohligen Schnarchen in derbe Flüche ob der Störung und sammelte sich auf dem Hofe, um dem Feind entgegenzugehen. Aber es war kein Feind in Sicht, kein Staubwölkchen am Horizont. Sie, Turmwächter, was treibt er da, was hat er zu blasen? Ah, man habe ihn über den festlichen Gelagen im Bergfried da oben vergessen und ihm seit Tagen weder Speiß noch Trank geschickt. Da habe er sich nur in Erinnerung bringen wollen....

Spätere Geschlechter bauten Terrassen mit vielen Säulen auf einem überhängenden Gipfel des Berges. Und man blickt von hier oben dem lieblichen Fluß fast bis auf den Grund.

Das alte Schloß mit den hohen Türmen beherrscht die ganze Stadt. Wo man auch gerade steht, ob diesseits oder jenseits des Flusses, ob in der Ober- oder in der Unterstadt, unerbittlich ragt das Schloß wie in den Himmel gebettet, gigantisch am Horizont auf. Es ist gar nicht so mächtig, wie es scheint. Nur die Häuser der Stadt sind so niedrig und alt.

Auf dem Nachhausewege treffe ich ein altes Mütterchen, mit einem großen Paden Reifig auf dem Rücken. In ihren Händen hat sie



Schloß Sanssouci, die Perle des Preußentums

Sier stark Friedrich der Große vor 150 Jahren am 17. August 1786

Das Gedächtnis des großen Königs wird an diesem Tage im ganzen Reiche gefeiert werden.

einen Strauß ergrünender Zweige und Weidenruten, auf denen dichtgedrängt winzige, zartgraue Kästchen hängen. Und weil wir ganz allein auf dem Wege sind, weil außerdem die Frühlingssonne ihre mittägliche Höhe ertönt und mich auf eigene Art durch und durch erwärmt, sage ich: „Ei, das ist ja der leibhaftige Frühling!“

„Ja“, erwidert sie, bleibt stehen und sieht mir mit ihren treuherzigen Augen mitten ins Gesicht. „Ja, meine Schwiegertochter hat sie so gern, und da habe ich ihr schon ein paar-mal ein Bündchen mitgebracht.“ Nachdem ich schon manchen Schritt von ihr entfernt bin, dreht sie sich mit ihrer schweren Last auf dem Rücken um und ruft mich an. „Drinnen im Busch!“ ruft sie. Sie dachte nachträglich daran, daß ich auch danach Verlangen tragen könnte!

Nach dem Essen, da die Sonne ihre Strahlen wie aus einem riesigen Füllhorn auf den Fluß fallen läßt, gehe ich zum Bootspfad. Ich

lasse mir einen Kahn geben und schlage meine Ruder mit großer Wucht in das gleißende Wasser. Schon bin ich mitten im Fluß und eine gute Strecke vom Bootshaus entfernt. Ich spüre es auch bereits an den Händen. Auf einer Bank am Ufer sitzen ein paar Menschen. Ich kann sie der Sonne wegen nicht erkennen, aber ich höre ihr Gelächter. Lachen sie über mich? Weil ich nach dem flotten Anfang schon ein wenig einhalte, das linke Ruder nachziehe? „Ich habe einen ganzen Winter lang nicht gerudert“, gebe ich ihnen in Gedanken zur Antwort. „Es ist das zweite Mal in diesem Jahre, verjuchst es nur selbst, ob ihr es besser könnt!“

Aber vielleicht haben sie gar nicht über mich gelacht, und ich streite mich an diesem Wundertag ganz unfröhlicher Weise mit Menschen herum, die mich nichts angehen. Trotzdem kann ich nicht umhin, auf dem Rückweg, da ich im Boot liegend mich treiben lasse, einmal über den Rand hinweg einen kleinen Blick auf die Bank zu werfen. Es sind zwei Männer und ein Mädchen. Sie spielen mit einem Hund, rufen ihn und schicken ihn fort. Ich bin eine Stunde auf dem Wasser gewesen, und sie sitzen immer noch auf der Bank.

Ich liefere mein Boot ab und will bezahlen. Der Mann verlangt zu wenig von mir. Warum das? Ich sehe ihn fragend an. Ich hätte neulich das erste Boot in diesem Frühling herausgebracht, erwidert er, und deshalb könne ich jetzt immer billiger rudern.

„Ach“, sagte ich, „wie schade, daß ich morgen abreise, das sollte man ausnützen.“

„Sie sind aus der Großstadt?“

„Ja.“

„Und da haben Sie kein Wasser?“

„Doch, aber man muß lange und umständlich fahren, bis man hinkommt, und dann hat man so wenig Zeit.“

„Ja, die Zeit“, sagte er, als verstünde er etwas davon. Und er wendet sich wieder seinen Booten zu, an denen er vom Morgen bis zum Abend bastelt und pinselt und puzt. Grüne Streifen malt er, Boot für Boot, an die Planken, und rote Lehen für die Bänke.

Ich lasse mir einen Liegestuhl geben und stelle ihn auf die Bohlen. So schwebte ich, in eine Decke gehüllt, wiederum gleichsam über dem Wasser und will schlafen. Auf meine Augenlider drückt die Wärme und Helle des besonnenen Himmels, die Stille summt, leise glückt das Wasser unter den Bohlen.

Wie ich erwache, ist die Sonne ein gewaltiges Stück am Himmel herabgeglitten.

„Das war aber mal ein Frühlingstag“, sagte der Bootsverleiher träumerisch vor sich hin.

(Scherl — M.)

Ich reiche ihm die Hand zum Abschied. Er

Die Taufe

Siedlerskizze von Ruth Storm

Vom Dorf schlug die Uhr neun. Die Sonne stand wolkenlos über den grünen Aedern, am fernen Horizont zeichneten die großen Wälder ihre Konturen gegen den bläulichen Himmel. Der Nachregen dampfte aus Feldern und Wiesen, es roch nach frischer Erde.

Ganz in Licht war die kleine Siedlung auf der Höhe getaucht. Weiß war das Haus, weiß waren die Ställe und Scheunen getüncht, und die Balken dazwischen leuchteten im fatten Braun. Ueber der Eingangstür stand die Jahreszahl 1933 in Stein gehauen. Junge Birken davor wehten im ersten Grün, und der Rasen war frisch geerntet.

An dem einen geöffneten Fenster stand ein junges Weib. Es schaute hinaus in die Landschaft, unbeweglich und feierlich. Die glatten, dunkelblonden Haare waren in der Mitte gescheitelt und im Nacken in einem schweren Knoten gebündelt. Sonne und Wind hatten Gesicht und Hände gebräunt.

Draußen fuhr ein Wagen vor. Der Siedler Hermann Becker saß auf dem Bod, knallte mit der hantelbünderten Peitsche und rief etwas ins Haus.

Die Frau am Fenster schrak zusammen. Sie griff nach dem seidenen Kopftuch, band es eng unter Kinn und legte den schwarzen Umhang um die Schultern.

Im Flur roch es nach Braten und Kuchen. „Ja, auch das gehört zu dem seltenen Festtag, wie die Sonne da draußen!“ sagte die alte Wehmutter aus dem Dorf und legte den Tüfel in die Arme der jungen Mutter. Dann half sie ihr in den Wagen. Das Pferd zog an.

„Vor'm Jahre sah alles anders aus, Elisabeth“, sagte einmal Hermann Becker und deutete mit der Peitsche ringsum auf die Felder. Elisabeth nickte lächelnd, und das Pferd trabte weiter. Man hörte nur das Rollen der Räder, den Hufschlag der Stute und das Knirschen im neuen Leder. Rechts und links vom Weg strichen Verden jubelnd auf.

„Alles ist für dich festlich heute“, flüsterte Elisabeth und neigte sich über das Kind. Da, vor einem Jahr sah vieles anders aus, und vor zwei, drei Jahren, eingeschlossen in dunklen Stadtmauern, da schien alles um sie verschüttet und hoffnungslos zu sein. Jetzt aber war das wirkliche Leben um sie. Man hatte ihnen Land zugewiesen, und aus eigener Kraft hatten sie dem Boden Stück für Stück Fruchtbarkeit abgerungen.

Elisabeth schaute rückwärts, oben leuchtete der kleine weiße Hof, eine schwache Rauchfahne stieg aus dem Schornstein des Hauses in die Höhe, und die Pappeln vor der Einfahrt standen wie grüne Kerzen gegen den hellen Himmel. Das ist nun unter Eigentum, und es wird einst des Kindes sein, wenn es würdig ist, dem vorzujehen, dachte Elisabeth.

Und sie schaute wieder nach vorn, auf die breite Gestalt ihres Mannes auf dem Bod — was für eine Kraft liegt in seinem Rücken, und wie gebeugt schen er in der Stadt.

Aber da führen sie ins Dorf ein. Die Glocken läuteten, die Kinder standen mit Fähnchen und Blumen am Weg. Elisabeth schaute nickend nach allen Seiten.

In der Kirche war die Gemeinde versammelt, alle Siedler aus der Umgebung waren zur Taufe erschienen. Mit braunen Gesichtern und blanken Augen saßen sie steif in ihrer dunklen Sonntagstracht auf den alten Kirchenstühlen. Die Orgel dröhnte durch den majestätisch geschmückten Raum, und die Schuljugend sang mit heller Stimme einen Choral.

Elisabeth war weich gestimmt, ihre festen Hände zitterten, und sie schaute zu dem Mann an ihrer Seite. Hermann Becker saß gerade neben ihr, seine knochigen Hände ruhten breit im Schoß und als die Gemeinde ein Lied begann, sang er laut mit.

Die Frau zu seiner Rechten blieb in sich gekehrt über die Gnade, das Leben weiter tragen zu dürfen. Elisabeth senkte ihr Haupt, und Tränen rannen still auf das Kind.

.....
wünscht mir viele schöne Frühlingstage in der großen Stadt. Als ich mich umdrehen will, trifft mich ein heller Schein. Ich blinde auf: über das Ufergestränd blickt der große gelbe Vollmond und lacht.



Stille Stunde

im ersten Frühlings-
sonnenschein unter den
uralten Bäumen des
Parkes von Sanssouci.

(Scherl — M.)

Ich reiche ihm die Hand zum Abschied. Er

Am freien, wehrhaften deutschen Rhein!

„Morgen scheint wieder die Sonne...“

Zeitgemäße Rheinland-Erinnerungen eines Nordländers

Mitgeteilt von Hans Hillebrand

Wieder sind die Augen der ganzen Welt auf das Rheinland gerichtet. Ausländische Zeitungen entfenden ihre Berichterstatter dorthin, um in Wort und Bild ihren Lesern frische Eindrücke vom rheinischen Menschen und seiner sagenumwobenen, rebenbeglückten Heimat zu vermitteln. Sie alle, die aus der Fremde herbeieilen, nimmt der Rhein gefangen. Sie erliegen seinem unvergänglichen Zauber. Mag mancher dieser schreibgewandten Fremden vom „Furor Teutonius“ jodeln, der angeblich mit dem Tage der Wiederbekehrung der alten Rheingarnisonen fröhliche Auferstehung feierte, mögen sie mit ängstlichen Mienen von Unglücken und Aufmärschen wehrfähiger deutscher Jugend im historischen Stromgebiet berichten, eins müssen sie alle rückhaltlos anerkennen: den echten, herzlichen Frohsinn und die prächtige Gastfreundschaft der Rheinländer jedermann, auch dem Ausländer gegenüber.

Diinn geist unter den Fremden, die Beruf, Neugierde oder Sensationsgier ins Rheinland verweisen, erscheinen allerdings jene, die gekommen sind, um Zeugnis abzulegen von ihrer Liebe und Bewunderung für dieses mit Glücksgütern mancherlei Art gesegnete Stück deutscher Erde und seine Bewohner. Ein Däne namens Børner Forchhammer hat kürzlich in seiner Vaterstadt Kopenhagen einige seiner rheinisch-westfälischen Erinnerungen veröffentlicht, die es verdienen, auch in Deutschland bekannt zu werden. Freunde in der Not gehen tausend auf ein Lot. Dieser Nordländer mit dem urdeutsch klingenden Familiennamen ist ein glühender Bewunderer rheinischer Lebensart, rheinischen Volkstums.

Es sind schon einige Jahrzehnte her, seit der damals juft flügge gewordene Forchhammer seinen ersten Flug in die weite Welt unternahm. Er hatte seine Lehrzeit beendet, wollte gleich nach Übersee. Aber der Vater bestand darauf, daß sein Junge zunächst deutsche Gründlichkeit als Volontär einer Solinger Messerschleiferei erlernen sollte. Und so erlebte der junge Däne das erste Mal die Fremde in Deutschland. Die Reise ging über Gießen, Barnemünde, Lübeck nach Hamburg. Der Nordländer wunderte sich einigermaßen, daß hier die Menschen und ihre Städte nicht viel anders ausschauen als in seiner Heimat. Auch Niederachsen schienen ihm irgendwie verwandt und blutsmäßig nahegerückt. Dann aber kam der Westen. Rachen rauschende Schlote, rotglühende Hochöfen, die gepeinigten den Nachthimmel erhellen. Kam das rheinisch-westfälische Industrieviertel...

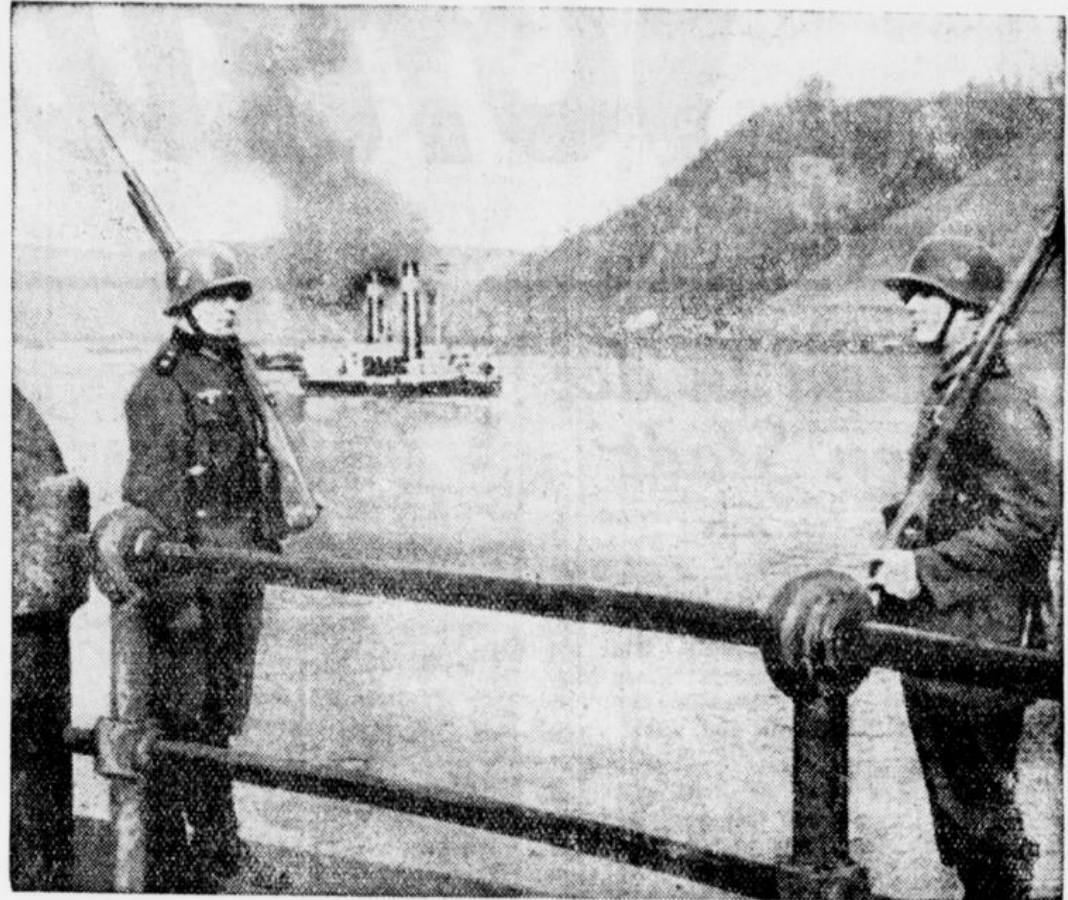
Alirring-Alirring-Alirring! raste der Schnellzug über die Schwellen. In Dortmund erlebte Forchhammer die Romantik harter deutscher Wertmannsarbeit. Als der Zug endlich in Solingen einlief, wachte der Däne bereits, welches Leben ihn erwartete.

Stolz auf seine mühsam erworbenen deutschen Sprachkenntnisse stellte sich Forchhammer dem Fabrikherrn vor. Der gab ihm herzlich eine gewaltige Männerpranke, sprach ein paar Begrüßungsworte. Der junge Mann verstand nichts. Stammelte Fragen. Der Alte lachte dröhnend. Meinte, er spräche nur dies Platt als deutsche Muttersprache. Nun, Forchhammer lernte mit der Zeit auch das Solinger Platt. Es imponierte ihm, daß der Industriemagnat ihn, den bescheidenen jungen Vo-

lontär, höchstpersönlich zu einer Flasche Rheinwein einlud. Daß der alte Proturist des Hauses wie ein Vater ihn betreute, für Unterkommen und anständige Verpflegung sorgte. Daß die Arbeitskameraden — junge, lebenslustige Deutsche — ihm brüderlich-zaunlich entgegenkamen, als wäre er ihnen allen ein vertrauter Tischgefell. In Solingen, Regierungsbezirk Düsseldorf, lernte der junge Däne bereits die sprichwörtliche rheinische Gastfreundschaft kennen. Sie war hier schon seit erdenklichen Zeiten zu Hause.

Einige Jahre später fuhr Forchhammer an einem Frühlingstage mit der Elektrischen von Köln nach Bonn. Er wollte von dort aus weiter mit einem Dampfer stromaufwärts. Gen Süden — nach Italien. Die Zeit drängte. Den Weg zur Schiffsbrücke kannte er nicht. Er fragte einen Bahnarbeiter. Der stellte sofort sein Mittagsgesicht beiseite, fuhr sich mit dem Handrücken über den Schnurrbart und ging ohne viel Federlesens mit ihm, um ihn zum Kai zu bringen.

Da half kein Hinweis, daß die Suppe auf der Arbeitsstelle kalt werde. Der Arbeiter erwies sich als geborener Fremdenführer. Er hatte rheinischen Mutterwitz, hatte helle Augen im Kopf und wußte genug von den Händen der großen Welt. Er zeigte Forchhammer die Universität, wo einst der Kaiser



Nach dem Willen des Führers, nach dem Willen des deutschen Volkes, das sich am 29. März in einer Einmütigkeit, wie sie in der Jahrtausend alten Geschichte des deutschen Volkes einzigartig ist, hinter seinen Führer gestellt hat, ließen Deutschlands junge Söhne im grauen Waffenrock wieder an den alten historischen Stätten des Rheins, bereit, den Frieden zu sichern und das Vaterland zu schützen. — Unser Bild zeigt: Posten am Ehrenbreitstein.



Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze
Das Rheintal bei Eltville — Blick auf den „Burgfried“ und die Burg Traß

studierte, erzählte von Beethoven, von den Musenföhnen, wachte allerlei von der napoleonischen Zeit zum besten zu geben. Und war dabei ein schlichter Mann des rheinischen Volkes. Kein Studierter.

Er nahm beim Abschied am Kai kein Trinkgeld, nicht einmal ein Glas Bier oder Wein,

das ihm Forchhammer anbot. Er lächelte nur und zeigte auf den Dampfer: „Hat mich gefreut, Herr. Sie hier rumführen zu können. Gleich fährt Ihr Dampfer Wünsche gute Reife!“ Damit tippte er gelassen an seine Schirmmütze und ging seines Weges. Ein freundlicher Dickschädel, einer von den vielen, wie sie zu Hunderten im Rheinland herumlaufen.

Rheinaufwärts ging die Fahrt. Hochsommerliche Lastete auf dem Deck des schmutzen Dampfers. Eine Bordkapelle spielte die muntere Weise vom rheinischen Mädchen und rheinischen Wein. Junge strahlende Menschen saßen, festlich gekleidet, in Gruppen beieinander und genossen ihr Leben. Golden glänzte spritziger Wein in den Pokalen. Unmerklich lockerte er allen die Zunge. Starke Liebe zur Heimat verdrängte in leichtbeschwingten Melodien. Hier sang ein Volk, das singen muß, seiner Seligkeit bewußt. Und zwischen den jungen Menschen stand ein Däne und wunderte sich, wie schön deutsche Lieder aus jungen deutschen Kehlen klingen.

Gewiß, es kamen auch trübe Tage. Auf Regen folgte Sonnenschein. Aber Vater Rhein und seine Bewohner blieben sich im Urteil des Nordländers gleich. Gleich liebenswert und Freundschaft weckend. Und großte Petrus einmal gehörig vom Himmel herab, jagten schwarze Wolken über den Strom, so daß er seine Wasser zornig gegen die Ufer warf. Die Rheinländer behielten ihre unverwundliche Laune. „Es geht schon. Morgen scheint wieder die Sonne.“ Und am nächsten Tage schien — Dummheit! — tatsächlich die Sonne vom wolkenlosen rheinischen Himmel!

Niesengroß aber brach dann doch die Not herein. Forchhammer litt sie mit. Es tat ihm unlagbar leid, diese stolzen, frohen Menschen am Leben verzweifelt zu sehen. Schwarze Truppen strömten unter der Triflore ins Rheinland. Es folgte die Besetzung des Ruhrgebietes. Das Maß war voll. Da verlernten die Rheinländer ihr heiteres Lachen. Ballten in ohnmächtigem Zorn die Fäuste in den Taschen.

Forchhammer sah die blaugrauen Poilus einrücken. Sie kamen feldmarchmäßig in ein friedliches, von Truppen völlig entblößtes Land. Mit Tanks, schwerer Artillerie, Kavallerie — lange Kolonnen stahlhelmbewehrter Burschen. Nein, munter lachen die Franzosen gewiß nicht aus. Schämten sie sich ihrer gar zu billig gewonnenen „victoire?“ Dem Dänen schien es so.

In den rheinischen Städten schmetterten französische Clairons. Die Deutschen verhielten sich unheimlich ruhig. Ihre Läden blieben geschlossen. Die Poilus fühlten sich unbehaglich. Das waren ja tote Städte, in die sie kamen.

Forchhammer kann diese Tage nie vergessen. Auch den alten, eisgrauen Major nicht, der im Kriege ein Bataillon an der Westfront führte. Als die Franzosen in die Heimat des Offiziers einrückten, knurrte der Alte: „Wir sagten einst: Gott strafe England! Das ist vergessen. Aber dies hier werden wir den Franzosen nie vergessen. Wir werden sie hinauswerfen, und wenn wir eines Tages wie die Wermölse mit Anäppeln oder bloßen Händen auf sie losgehen müßten!“

An diese Worte eines rheinischen Majors mußte Forchhammer denken, als Adolf Hitlers Soldaten unter dem Jubel der ganzen Bevölkerung wieder in die alten Garnisonen einzogen. Und er verstand die explosionsartige Begeisterung der Rheinländer, die seit 1918 keinen Feldgrauen mehr in ihren Mauern gesehen...

Du stehst im Tag...

Du stehst im Tag...
Und fühlst die Stunden zinnen
Und hörst im Innern
Deines Herzens Schlag. — Und weißt:

Seht darfst du leben
Eine Spanne Zeit...
Doch wie viel Lust
Und wie viel Leid
Dir wird geschehn...
Bis du wilst gehen
Ins Meer der Ewigkeit —
Das weißt du nicht...

Du stehst nur stumm im Tag
Und fühlst die Stunden zinnen
Und hörst im Innern
Deines Herzens Schlag.

Matthias Sporen



Madonna inmitten der Weinberge
Im Hintergrund Eltville, die Stadt des Weines und der Rosen

Staatsrechtliche Betrachtungen zur Bildung der Mittelstadt Castrop-Rauxel

Nachstehende Arbeit ist die staatsrechtliche Prüfungsarbeit eines hiesigen Schülers der Westfälischen Verwaltungsschule in Dortmund aus dem Januar 1927. Sie zeigt den unumstößlichen Werdegang des Eingemeindungsorgans, Zustände, mit denen der Nationalsozialismus gründlich Schluss gemacht hat. Sie führt in einige Probleme ein, zu denen zu sagen ist, daß den Wünschen des Verfassers auch erst durch den Nationalsozialismus Erfüllung gegeben wurde. Damals hat er sich wegen der recht offenen Sprache, deren er sich bediente und die vollkommen undemokratische Tendenzen vertrat, die Zensur verdorben. Zum letzten Abschnitt ist zu sagen, daß Castrop-Rauxel erst am 1. April 1928 freisprei, also selbständiger Stadtfreis, wurde.

Das Zustandekommen des Gelehes

„Zu einer Stadtgemeinde Castrop-Rauxel im Landkreis Dortmund werden vereinigt: 1. 2. 3. u. v. w.“ Das ist die Geburtsurkunde der Stadt Castrop-Rauxel, die das Preussische Staatsministerium mit dem Datum des 26. Februar 1926 versehen am 1. März 1926 veröffentlichte. Der Landtag hatte das Gelehe beschlossen. Es war nicht so einfach gewesen, hin und her hatte der Kampf getobt zwischen den Anhängern eines großen Gesamtgebildes und denen, die aus den 10 Gemeinden zwei neue Gebietskörperschaften bilden wollten.

Schon seit 1902, das ist seit der Aufstellung des Amtes Castrop in zwei Ämter und eine Stadt, machten sich Bestrebungen nach Grenzberichtigungen und Umgemeindungen bemerkbar. Seit 1920 wurden von den in Betracht kommenden Gemeinden nach und nach Verträge geschlossen, die die Eingemeindung nach der Stadt Castrop zum Ziele hatten. Auch die Stadt Castrop und der Kreis Castrop, der damals die Ruhrbesetzung und mit ihr das Zurückstellen aller Eingemeindungs-mündigkeiten hier in der Provinz sowohl als auch in Berlin beim Ministerium. Mittlerweile waren in die einzelnen Gemeindeparlamente neue Männer und neue Ansichten eingedrungen. Die ehemals geschlossenen Eingemeindungsverträge wurden zum großen Teil wieder aufgehoben. Im Sommer 1925, nachdem die Franzosen den hiesigen Bezirk in etwa geräumt hatten, griff das Innenministerium die Angelegenheit erneut auf. Damit kam auch hier die Sache wieder ins Rollen, und die Gemeinden faßten neue Beschlüsse. Neun von ihnen wollten nach Castrop, eine wollte nicht.

Nachdem das Staatsministerium den Gelehe-entwurf dem Staatsrat gemäß Artikel 40 der Preussischen Verfassung zur gutachtlichen Äußerung über-lassen hatte, flatterten Denkschriften und Flugblätter auf die Tische der maßgebenden Persönlichkeiten; denn der Provinzialausschuß, von der Staatsregierung zur Abgabe eines Gutachtens über das Eingemeindungsproblem aufgefordert, hatte der Regierung die Bildung von zwei Gebietsstellen, einer vergrößerten Stadt Castrop und eines vergrößerten Amtes Rauxel, vorgeschlagen. Für die Verwirklichung eines einheitlichen neuen Gebietes galt es, das Zustandekommen eines solchen Gelehes zu verhindern, oder doch wenigstens von Anfang an als Zwischenlösung hinzustellen. Ihre Arbeit wurde nach intensiver und inoffizieller, als unter dem 28. Oktober 1925 das Staatsministerium dem Staatsrat einen Gelehe-entwurf zuleitete, der ebenfalls anhalt eines großen Gebietes zwei getrennte Gebietskörperschaften vorsah.

Der Staatsrat konnte sich über die Frage, ob große Gesamtgebilde oder kleinere Einzelgebilde hier im Westen geschaffen werden müßten, nicht recht einigen; denn am 10. November beschloß der Gemeindevorstand des Staatsrates, die vorgeschlagene neue Stadt Castrop und das neue Amt Rauxel zu einer Gemeinde zu vereinigen, und am nächsten Tage hob das Plenum des Staatsrates diesen Beschluß wieder auf. Staatsministerium und Staatsrat waren sich also letzten Endes einig. Die Gelehe-vorlage konnte so, wie sie war, dem Landtage zu-geleitet werden, ohne daß eine abweichende Stel-lungnahme des Staatsrates noch hinzugebracht werden mußte. Der Ausschuß des Landtages für Ge-meindeangelegenheiten beschloß am 21. Januar 1926 die Schaffung des großen Projektes. Am 9. Februar endlich verabschiedete der Landtag das Gelehe, er stellte sich auf die Seite seines Gemeindevorstandes und schloß somit die Mittelstadt Castrop-Rauxel.

Die Verwirklichung großer Gedanken kann gelingen. Die Änlichkeit über die Frage, ob große Gesamtgebilde oder kleine Einzelgebilde dem Lande und seinen Bewohnern zu Ruh und frommen gereichen, müssen sich doch wohl in den letzten Jahrzehnten mit der Entwicklung der Industrie und Wirtschaft im hiesigen Bezirk zugunsten der großen Gebilde ge-ändert haben. Noch 1844 gab es eine Bürger-meisterei Castrop mit einem Flächeninhalt von 8800 Hektar. Aus der Bürgermeisterei wurden einige Ämter, aus dem Amt Castrop wieder einige Ämter und eine Stadt Castrop, die nur noch 900 Hektar Flächeninhalt aufwies. Es mag sein, daß man damals die Stadt nicht so groß schätzen wollte, weil das Gebiet der Bürgermeisterei nur aus kleineren Anhöfen ohne verkehrstechnischen Zusammenhang bestand. Es wird mehr eine Aneinander-reihung von Grünflächen mit einigen Kirchhöfen und Bauernhöfen gewesen sein. Jetzt ist es anders

geworden. Breite festgebaute Straßen mit langen Säulereihen sind an die Stelle von schmalen Feldwegen getreten, hohe Schornsteine und Fördertürme umfassen den Horizont, und Straßenbahnen und Autobuslinien vermitteln den sehr lebhaft gewordenen Verkehr nach allen Himmelsrichtungen. Man kann deshalb zwar nicht sagen, eine Stadt ist entstanden; denn das, was man in einer deutschen Stadt vor allem gewohnt ist zu finden, Geschichte, eigenes kulturelles Leben, einen mittelalterlichen Stadtkern, sind in Castrop-Rauxel als Gesamtbild nicht da. Aber diese Dinge hatten auch die alten Städte nicht von Anfang an.

In Castrop-Rauxel sind dagegen zwei andere Momente vorhanden, die das Werden einer neuen Stadt verkünden: eine zusammengehörige Bevölkerung und ein zusammengehöriges Gebiet. Das dritte Notwendige zur Bildung einer Gebietskörperschaft konnte nur durch Gelehe geschaffen werden, nämlich die zu gebietende einheitliche Gewalt. Das Gelehe hat sich dieser Notwendigkeit nicht verschlossen, es hat dem Gebiet und der Bevölkerung die einheitliche Gewalt gegeben und damit eine neue Stadt ge-gründet. Es kann keinen Grund geben, sich gegen eine derartige Zusammenlegung zu sträuben. Industrie und Wirtschaft, Handel und Gewerbe waren mit der Bevölkerung so ineinander ver-wachsen, daß eine Trennung nur noch die Hebelver-waltung, das Gelehe, machte.

Die Ueberleitungskommission

Am 1. April 1926 trat Castrop-Rauxel ins Leben. Sämtliche Gemeindevertretungen waren mit dem 31. März 1926 abgetreten. Die Amtszeit der Ehren-beamten, also auch die der unbefristeten Magistrats-mitglieder der Stadt Castrop, war bereits gemäß § 44 des Gemeindegesetzes mit dem Inkraft-treten des betreffenden Abschnittes des Gelehes, am 2. März 1926, beendet. Die unbefristeten Magi-stratsmitglieder der Stadt Castrop wurden vom Regierungspräsidenten nach dem gleichen oben-genannten Gesetz bis zum 31. März 1926 zu Kommis-saren für den alten Stadtbezirk Castrop bestellt und übten bis dahin die gleichen Funktionen aus wie bisher. Gleichzeitig hatte der Regierungspräsident gemäß der Ausführungsanweisung zum Gemeinde-gesetz dem Landrat des Landkreises Dortmund zum Kommis-sar und zum kommissarischen Polizeiverwalter für die neugebildete Stadt Castrop-Rauxel und die in Betracht kommenden Behördenleiter, das waren der Bürgermeister von Castrop und die Amt-männer von Rauxel, Bladenhorst und Menade, zu Mitgliedern der nach dem genannten Bestimmungen zu bildenden Kommission, deren Vorsitzender der Kommissar war, bestellt. Die Kommission nannte sich Ueberleitungskommission, ihr Vorsitzender Re-gierungskommissar, die Mitglieder bestanden aus „Der Regierungskommissar, 3. A.“. Ob es glück-lich war, den Landrat des Landkreises, dessen Ar-beitsfeld 9 Landgemeinden umfassen wurden, zum Regierungskommissar und einen bei diesem Kreis angestellten jungen Regierungsassessor zu seinem Stellvertreter zu ernennen, darüber läßt sich streiten;

denn es muß bedacht werden, daß der Kreis als solcher kein Aufsichtsrecht über die innere Stadtver-waltung hat.

Nach der Ausführungsanweisung zum Umgemein-dungsgesetz hatten zwar der Regierungskommissar und die Ueberleitungskommission bis zur Neuwahl der Gemeindeorgane deren Funktionen wahrzuneh-men, doch sollte ihre Verwaltung vor allem darin bestehen, Vorarbeiten zu leisten für die Aufstellung des neuen Haushaltsplanes, für die Vornahme der Neuwahl der Vertretungskörperlichkeiten, die Be-schließung über das neue Ortsrecht und die Neu-regelung des Polizeirechts und für die Regulierung des Beamten- und Angestelltenkörpers. Kommis-sar und Kommission haben sich denn auch vor allem mit diesen Aufgaben befaßt und sich im übrigen bemüht, in den sonstigen Arbeiten den neuen Kör-perlichkeiten nicht allzu viel vorzuarbeiten. Die Wahr-nahme der Geschäfte des Stadtschultheißen, an de-ßen Stelle ja in der freisangehörigen Stadt der Magistrat tritt, liegen sie zum Beispiel ganz fallen.

Nachdem die Ueberleitungskommission die Stadt-verordnetenversammlung wählen lassen, trat sie die der Stadtverordnetenversammlung zutreiben-den Kompetenzen an diese ab, und sie beendete ihre Tätigkeit schließlich ganz, als auch der Magistrat ge-wählt war.

Ein staatsrechtlich sehr interessantes Gebilde, das die Geschichte der neuen Stadt von ihrer Gründung bis zur Bildung der städtischen Körperschaften lei-stete, hatte damit den Schauplatz verlassen. Das schmale Aftleben dieses 5-Männer-Kollegiums ist eigentlich zu bedauern. Die Ueberleitungskommis-sion hat so gearbeitet, daß an ihm mit Ausnahme derer, die vielleicht gerade ein persönliches Interesse verfolgten, niemand Anstoß genommen haben wird. Das mag seinen Grund auch darin haben, daß ihre ganze Arbeit von vornherein nur auf einen kurzen Zeitraum beschränkt war und daher alle nicht so-fort notwendigen und alle schwerwiegenden Be-schlüsse zurückgestellt werden konnten. Eine solche Kommission hätte aber ganz gewiß auch die Be-schlüsse zustande gebracht, ohne das Wohl der Stadt und ihrer Bewohner zu gefährden. In der jetzigen Stadt beschließen ja im Grunde genommen in den weitaus meisten Fällen und vor allem bei schwierigen Sachen auch nicht 42 Stadtverordnete, sondern fast immer 4 Parteien so, wie es der führende Kopf der einzelnen Partei will. Am Magistrat wird es nicht viel anders sein. Schließlich müßten es ja auch wirklich lösbare Verwaltungsfragen sein, deren Oberhaupt nicht imstande sind, die Beschlüsse von den Körperschaften so lassen zu lassen, wie sie ge-bräuchlich sind. Bei einer Beschlußfassung darf es eben nicht auf die Menge der Abstimmen an-kommen, sondern es muß der gesunde Menschenver-stand maßgebend sein, den sich die einzelnen Füh-ler des Volkes noch bewahrt haben.

Aber wir leben im Zeitalter der Demokratie. Das Volk glaubt, eine auf möglichst breiter Grundlage gebildete Vertretung schaffe bessere Lebensbedingun-gen. Das Volk will seine Vertretung haben. Es hat sie bekommen. Die Auserwählten machen von ihrem Rechte mißbrauch, das öfter in der Weise ge-braucht, daß sie vor allem bei Abstimmungen aus einer gewissen Gefühlsabwesenheit aufgeführt werden müssen. Das kann ihnen nicht übelgenommen wer-den, denn es ist ganz unmöglich, daß sie in jede Ma-terie so eindringen, wie es zu ihrer Beurteilung notwendig wäre. Sie sind letzten Endes gezwungen, das, was ihnen vorgelesen wird, als wahr hinzunehmen. Und das ist manchmal langweilig.

(Fortsetzung folgt.)

Mittelalterliche Marktgemeinde

Von Karl Schwertel

Bauern, Kötter und Leute ohne eigene Scholle. Auf märkischen Einzelhöfen lag ein Ackerbau ge-bietender Stamm freier Bauern. Der Flugland über-treffe nicht den Bedarf der eigenen Familie. In der Gesamtheit aber, in Sippe und Nachbarschaft, ver-suchten sie über weite Gebiete, die in ältester Zeit zwischen den Siedlungen ungebaut liegen blieben und von privateigenem Kulturland durchsetzt oder umfäumt waren. Das war die altertümliche Flur-gemeinschaft, in der jeder holten, roben, weiden, jagen und fischen durfte. Später erforderte das ge-steigerte Wachstum der Bevölkerung eine Schonung des gemeinsamen Grundbesitzes. Es kam in die Verwaltung der Flurgemeinschaft, einer rein wirt-schaftlichen Körperschaft mit eigener Verfassung. Unerwünschte Nutzungen galten nicht mehr. Das Nießbrauchsrecht des Einzelnen richtete sich nach der Größe des Hofes und seinem wirtschaftlichen Be-dürfnis. In der Wengener Mark, die mit 2000 Morgen Gemeindegut und das Kirchdorf Wengern östlich bis südwestlich umfaßt, gab es 58 berechnete Bauern. Sie waren die „gemeinen Erben“. Im Gegen-satz zu den Köttern wurden sie auch Meist-beredigte genannt. Ihre gewöhnlichen Rechte be-standen in freier Holznutzung, Viehwede und Mast. Als eigentliche Verwalter der gemeinsamen Liegen-schaft und Rechtsverwalter beim Markgericht regelten sie durch Holzrichter und Gemarkoren das Maß der Einzelrechte und die Rodung. Persönlich eigene Wälder, Weiden und Wiesen waren nur in be-schränktem Umfang vorhanden. Der normale Be-darf an Holz und Viehfutter konnte nur vom Ge-meindegut aus befriedigt werden. Die Gemeinschaft lebte an die Stelle des ursprünglich freien Hofes eine Inzucht und haushälterische Solidarität. Die Kuhhude blieb innerhalb des Markgebietes frei und durchgehend. Die Zahl der zur Mast ungelasse-nen Schweine richtete sich nach der Menge der Eichen und Buchener. Rote Mast gab es durch-schnittlich alle acht Jahre. Dann durfte jeder Bauer so viele Vorreiter in die Mark einführen als sein Hof gestattete. Das Weistum als Grundgesetz des gesamten Markrechts bestimmte:

„Ad Arndt Sowader, in der todt ein Holzrichter der Wengener mark, stelle an du Hartleff tho Elina-hausen, dattu wyldest den gemeinen erben oer recht. Doe larde die nurb. Hartleff umb und beriet sich met den gemeinen erben, und quam weder int gericht und wylde oen vor oer recht, wat ein otlich erbe hedde von schwonen vor oeren tragen vor lunte Margreten, sollen sen draven vor oeren gewonlichen scharlamp und laten den scharen den lewen geschwornen scharen.“

Einige Bauern verfügten noch über Erbschwo-renen, Schuldschweine und Hofrechte. Die Ge-schworenen hatten die Mark zu verwahren. Dadurch, daß ihr Amt sich mit den Höfen fortsetzte, unter-schieden sich die Erbschwo-renen von den auf Zeit gewählten Gemeindegeworenen. Der Erbschwo-rene genoss jährlich eine Schweinsmast besonders. Schuldschweins- und Hofrechte gestatteten, daß die als Erbsen an Adelige abzuliefernden Schweine und Zerkel frei in die Mark eingefrieden wurden. Rod-dungen hat die Markgemeinde nur in mäßigem Um-fange betrieben, weil sie dem Grundbau, das das große Naturvermögen zusammengeschlossen werden mußte, widerstehen. Nur dann wurde gerodet, wenn die Gewinnung neuen Ackerlandes für bereits anfallende Bauern nicht zu umgehen war, oder wenn es sich um die Absehung von Sonderrechten handelte, wie es die Anhebung von Köttern mit sich brachte.

Wahrscheinlich wurden die ersten Kotten zu einer Zeit errichtet, als die Markgenossenschaft schon einige Jahrhunderte bestand. Ihre Anlage war eine Folge der Bevölkerungszunahme und der dadurch notwen-dig gewordenen härteren Ausnutzung des Bodens. Die Kötter hatten ein Erbsen an Haus, Garten und etwas Flugland. Darum hießen sie Erbsötter. Weitere Anteile an genossenschaftlichen Gemeindegü-tern hatten sie zunächst nicht. Aus Vergütungen, die man ihnen gewährte, bildete sich schließlich ein Ge-wohnheitsrecht. Man hat sie dann als Markge-nossen minderen Rechts anerkannt und ihre Nutzun-gen in das Weistum aufgenommen. Es berichtet:

„Ad wylde denjelwe Hartleff vor recht den tottern, dat sen mogen draven ein schwon, und wat sen vor lunte Margreten selch gewon hebben, dat sollen sen bringen op den gewonlichen scharlamp und laten dat scharen. Und fort wylde den vurb. Hartleff den tottern oer recht in dier vurb. marden, tho hawn erlen, baden (Werten?) und tovern fellstellen, holt, und et wer late, dat sen wat behoiffen to stummern, dann sollen sen gam to den gemeinen erben und gewen en to kennen, wat sen oen, dan wylde, dat sollen den totter hawn, und anders nicht.“

Als 1772 die Wengener Mark aufgeteilt wurde, waren 46 Erbsötter in ihr berechnigt. Die Be-stimmungen des Weistums konnten als Unterlage für das Maß ihres künftigen Eigentums nicht genügen. Die Teileinschätzung dieser Kleinhöfe hing da-von ab, daß sie hinreichend Ackerland, Weide und Wald als Arbeitsbesitz bekamen. Das war auch die Meinung König Friedrichs II., der als Inhaber der obersten Justizgewalt und höchster Erbe der Mark ihre Aufteilung befohlen hatte. Er wollte,

„daß auf die Erhaltung dieser geringen Königs-lichen Untertanen ganz besonders zu sehen sei.“

In langwierigen Verhandlungen mit den Meiste-beredten wurde erreicht, daß bei der Teilung das Kottrecht 2/3 mal so hoch bewertet wurde als ein Recht der Bauern, die je nach der Größe und dem wirtschaftlichen Bedürfnis ihrer Höfe über 8 bis 12 gewöhnliche Rechte verfügten.

Zeit ungenügender als die Erbsötter fanden die seit dem 16. Jahrhundert in geringer Zahl vorhan-denen Markfötter. Ihnen fehlte das Merkmal der Erbsötter: sie hatten kein Erbsen. Zu ihren Wohnhäusern gehörte nur wenig Land, das zwar von der Genossenschaft gepachtet war, zu weiteren Marknutzungen aber nicht berechtigte. Sie waren durchweg Tagelöhner, die durch Arbeit bei den Bauern oder als Holzhauer und Knechte der Mark-gemeinde ein leidliches Auskommen hatten. In die Reihe der Nichtberechtigten gehörten auch die Ein-wohner, die auf Bauernhöfen als Mieter im „Rack“ wohnten. Gleich den Markfötter genossen sie keine Vergütungen aus der Mark. Dafür waren sie Mitträger aller vorrallenden Gemeindegeldern, zahlten ihre Marksteuer und hielten beim Pflanzen von Eichen- und Buchenern. Bei der Mark-teilung hatten sie um Verdrängung ihrer Kottlage. Sie konnten nicht ein einziges Jahr ohne den ge-ringen, für sie aber unentbehrlichen „Markenfrei-heitsnutzen“ bestehen. Ihr Pöten war umsonst. Nach erfolgter Gemeindegeldteilung gelang einigen ihrer be-lästigten Familien ein bescheidener Aufstieg. Sie errichteten auf ehemaligem Markengrunde Erbschö-ten, Grund und Boden überließen ihnen die Bauern, die durch die Aufteilung einen erheblichen Zuwachs an lohnfreiem Besitz erhalten hatten, gegen eine geringe Entschädigung. So vererbte die im Jahr 1803 Johann Heinrich Peters zu Wring-hausen einen Hof bei der Teilung der Wengener Mark zugewallenen Flurgrund an Heinrich Kaiser Kietzsch. Er durfte roben und ein Haus bauen, mußte an Erbsen jährlich zahlen 14 Reichstaler Transfurter Kurs, in der Ernteseit zwei Mähtage bei Peters arbeiten und jedes Jahr Weinachten einen Weizen-platz von 15 Stübchen liefern. — Auch die Erbschö-ten, die keine Beziehungen zur Markgemeinde mehr gehabt haben, sind heute freies Eigentum ihrer Besitzer. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wurden mit Rentenbankhilfe die Jahresleistungen an Bauern abgelöst.

Leider haben diejenigen, die es anging, vor voll-sogener Gemeindegeldteilung nicht über die wirtschaft-liche, soziale und volkswirtschaftliche Bedeutung der Mark-genossenschaft nachgedacht. Für Bauern und Erb-sötter war der künftige Meistbesitz so verlockend, daß sie mit keinem Wort auf den Rückhalt hinwiesen, den sie selbst und ihre Vorfahren Jahrhunderte hindurch an ihr gehabt hatten. Erteliche Einbrüche kamen nur von den Nichtberechtigten. Ihre Sorgen wurden gegenstandslos, als die zunehmende Entwicklung von Bergbau und Industrie ihnen Arbeit und Brot brachte. Viele blieben Generationen hindurch bis heute landverban und lebhaft auf heimatischer Scholle, lei es in „Räcken“ der Bauern oder in Heimstätten neuerer Zeit. Sie sind heute noch, was sie immer waren: Gleich Bauern und Erbsöttern ein Ackerbau gebietender Stamm tüchtiger und wertvoller Volksgenossen.

Vom Palmesel

Der Palmsonntag, der an den feierlichen Einzug Jesu in Jerusalem erinnert, gab früher in manchen Orten Westfalens Anlaß zu den Geleisen, an denen jeder teilzunehmen hatte. Da wurde eine auf Rollen laufende Geleise, auf die eine Kuppe gesetzt war, durch die Kirche auf den Kirchhof geführt. Dann zog die „Geleiseperson“ durch die Stadt oder das Dorf, während das umherziehende Volk das der alorise sang. Innen waren die Palmesel hoch und mit ge-färbten Ölkernen gefüllt, die nachher als geweihte Eier verkauft oder verteilt wurden. Diese Umsäue sind heidnischen Ursprungs und erinnern an die Zeit, da man die von der Hausfrau Jordan gelammten Winterer als Sinnbild des verbotenen heimlichen Lebens als Siegespreis verteilte, dem aus dem Kampf mit dem grünen Winter, und Keilfischen heidnisch heimkehrenden Venus zu Ehren. Wer ein Geleise macht wie ein Palmesel, hat nach altem Wort die Klugheit mit Köpfen gegeben, aber es sind Schaumlöffel gewesen, durch die vorher alles durch-läuft. Abraham a Santa Clara (Ulrich Negele) meint: „Die Keilfische und der Palmesel kommen jährlich nur einmal ans Licht“. Sonst heißt es wohl: „Er ist ein Naant (Stromer) wie der Palm-esel, der sich im Jahre nur einmal lehen läßt“. Mit dem Palmesel ein Preisgeheimnis halten“ sagte man wohl von einem Menschen, der sich nur selten in der Kirche lehen läßt.

Gun, ein Mongolenschimmel

Reisebrief aus der Gobi von Joseph Vetter

Zwei Tage, nachdem wir Ulan Bator Choto, die einstmalige „heilige Stadt“ Ula, auf dem Karawanenweg nach den Borotshibergen verlassen hatten, wo wir auf Dieren-Antilopen und Kulanen saßen, stiegen wir kurz hinter den Felsfetzen des Urtuns Dolon auf einen einzelnen Reiter, der uns im Sattel seines Schimmels erwartete wohl um auf dem eindringlichen und durch seine Konditionsfahrt berückelnden Wege nach dem Süden Gesellschaft und Schutz zu genießen...

Der Reiter war ein etwa dreißigjähriger Mongole mit einem ungewöhnlich klugen und entschlossenen Gesicht, in dem ein Paar dunkle, bewegliche Augen leuchteten. Im Gürtel steckte eine schwere Pistole, anscheinend amerikanischer Ursprungs. „Seht, da wir uns dem Unbekannten genähert hatten, machte er uns weit weniger den Eindruck, als ob er schußbedürftig sei. Er begrüßte uns mit einem selbstbewußten Lächeln, wandte aber schnell den Blick von meinem Gefährten Imquill und mir ab und musterte mit sichtlichster Teilnahme unsere Pferde.“

„Herrliche Tiere, Ihr Edelgeborenen!“ meinte er dann, nicht im geringsten bemüht, seine Begeisterung zu dämpfen. „Sind sie nicht verführlich?“

Nein, wir dachten nicht daran, die Pferde herzugeben. In Kalgan hatten wir sie gekauft, hochgezüchtete Renner, die mit Turanmenenblut gekreuzt waren. Sie hatten uns schon durch die östliche Gobi getragen, harte, ausdauernde Tiere, in deren Sattel wir uns vor allen Verfolgungen sicher fühlen durften. Welche Grauelegischen hatten uns nicht Imquills Landsleute von der Britisch American Tobacco in Kalgan von den schweifenden Nüberbanden erzählt, die unter ihrem brutalen Führer Tugun-Sere das ganze Land verheeren sollten. Unsere braven Turanmenen aber waren mit uns durch alle Fährnisse gegangen. Nur ein einzigesmal schien es uns, als ob wir verfolgt würden; da legten wir einen verschärften Jagdgalopp ein, und die Verfolger blieben mit ihren kleinen, struppigen Mongolenpferden hoffnungslos zurück, ohne daß unsere Tiere auch nur warm unter dem Sattel geworden wären. Nein, diese Pferde, von deren Ausdauer und Schnelligkeit unser Leben abhängen konnte, waren um keinen Preis verführlich.

Der Mongole schwieg enttäuscht und wandte sein Pferdchen, trabte neben uns her. Wohin denn die Reise gehe, erkundigte er sich eine Weile später.

Imquills Augen streiften mich mit einem schnellen, hufenden Blick. „Nicht weit“, gab er dann Bescheid. „Wir wollen in der Gegend von Naran auf Kulanen saßen. Die gibt es dort wohl?“

„Gewiß, gewiß“, beeilte sich der Fremde zu antworten. „Gerade Naran ist ein sehr guter Platz.“

Ich weiß nicht, was es war, das mich an dieser allzu geflüsterten Zustimmung störte; jedenfalls hatte ich plötzlich den Eindruck, als liege dem Mongolen daran, uns nur ja in Naran festzuhalten. Ob es überhaupt Kulanen dort gab? Ueberzeugt war ich nicht.

Rings um uns dehnte sich wie ein wellig bewegtes Meer der graugelbe Sand, der rote Kies der Gobi, eine seit Jahrtausenden schon ererbte Welt, in der nur noch der schneidende kalte Ostwind lebendig war. Braune Charkumsträucher und Gyrifgräser sproßten hier und dort. Das Gubdair, das ausgetrocknete Salz der Wüste, glühete. Fern erhoben sich zu Rechten ein paar Auegelenzen ihre kümmerlichen Kronen.

Ein Wiedersehen

Skizze von Harry Schütt

Die Begegnung erfolgte ganz plötzlich und unerwartet. Nissen hatte seine Einfälle beendet und ging mit dem langsam schlendernden Schritt der Menschen, die Zeit haben, durch die Verkaufsstände im Erdgeschoß des Kaufhauses. Als er am Kurzwarenlager vorbeikam, erblickte er Kate Rotheder. Sie stand, den Kopf mit dem kurzgeschnittenen blonden Haar über den Verkaufstisch gebeugt, und strich mit ihren Händen irgendwas aus Seide glatt. Er stellte mit Erstaunen fest, daß ihn der gefährlichste Augenblick, vor dem er zehn Jahre gezittert, der ihn in unzähligen qualvollen Träumen beunruhigt hatte, fast nicht erregte. Sein Herz schlug nicht schneller als gewöhnlich. Er wurde weder rot noch blaß. Er drehte nur ein wenig zusammen und hatte jenes peinliche, beschämende Gefühl eines Schuldners, der mit leeren Händen unerwartet vor seinen Gläubigern steht; ein böswilliger Schuldner, der am Tage des Zahlungstermins feige die Flucht ergreift und hinterher brieflich sein Verhalten durch allerlei löbliche Worte zu beschönigen versucht...

Wie schön sie geworden ist, dachte er und weidete sich an dem Anblick ihres Gesichts, das reifer, wissender geworden und doch noch immer den Zauber des Reifens, Unberührten ausstrahlte, der ihn einst so entzückt hatte. Das waren die alten, treuherzigen blauen Augen, die feinsten so viel gemeint, die etwas eigenwillig nach oben strebende kleine Stupsnase, ihre feinen weichen Hände, weiß und durchsichtig. Sie sind noch weißer

Wieder warf Imquill mir einen kurzen Blick zu. Er schob die Augenbrauen ein wenig hoch. „Ich denke, wir legen einen Galopp ein“, meinte er scheinbar gleichgültig. Ich stimmte zu. Wir gaben den Pferden die Sporen. Wochenlang hatten sie in Ulan Bator gefaulen. Jetzt schossen sie mit einem grunzenden Murren davon. Möchte der Mongole nur sehen, was alles in diesen Rennern steckte und wo er mit seinem Schimmel blieb. Die Musteln und Sehnen unserer Tiere spielten, ihre Hufe pochten in rasendem Takt. Die Straße flog unter uns hinweg.

Was aber war das? Neben uns blühte es immer noch weiß-silbern, kleine Hufe wirbelten, eine schneeige Mähne flog. Mit weitgeöffneten, rosafarbenen Nüstern hob der Mongolenschimmel dahin. Nicht um eine Nasenlänge blieb er zurück. Sein schlanker Leib zog sich blitzschnell zusammen, schnellte wie von einer ungeheuren Stahlfeder getrieben nach vorn. In seinem Halskragen sah der Reiter gleichmütigen Gesichtes. Nachlässig nur schienen seine Hände die Zügel zu halten.

Wir verstärkten die Hilfen. Weiter, schnell-

ler noch griffen unsere Renner aus. Mit nachsichtig überlegenem Lächeln blühte ich jetzt wieder nach dem Mongolen. Aber zum Teufel er blieb ja immer noch nicht zurück. In unfaßlich rasendem Wirbel trommelten die Hufe seines Schimmels die Erde, weitgeöffnet waren die rosa Nüstern, ruhig und gleichmäßig aber ging der Atem des Pferdes. Da parierte Imquill seinen Braunen durch, brach fassungslos vor Staunen das Rennen ab.

„Menschchenkind, du reitest das beste Pferd der Mongole!“ rief er hingerissen dem Mongolen zu.

„Es ist, wie du sagst, Edelgeborener“, nickte der Unbekannte gelassen.

Jetzt erst sahen wir uns den Schimmel richtig an. Vorher hatten wir ihn gar nicht beachtet. Wahrhaftig, ein herrlicheres gebautes Tier hatte ich noch nicht gesehen. Welche tiefe Brust, welche Schultern! Musteln und Sehnen die Beine, glasklar, ohne Fehle, mit eisernen harten Hufen. Vollendet die Kruppe. Und welche kluge Augen, wie lebendig das Spiel der kleinen Ohren! Der Hengst debte förmlich vor Leben und Feuer.

„Nur ein Pferd gab es“, hob der Mongole wieder zu sprechen an, „ein einziges, das mit diesem Schimmel zu vergleichen war. Vier Jahre lang wurde es von keinem anderen Pferd geschlagen. Es war mein Hengst Gun. Das einzige Pferd, das ihn besiegte, ist dieser Schimmel, der Sohn Guns.“

Ich sah, daß Imquill bei diesen Worten aufsprang, etwas hervorstoßen wollte, plötzlich aber entspannten sich seine Miemen wieder. „Nun, was ist aus Gun geworden?“ fragte er und lächelte ein wenig angestrengt.

„Ich habe ihn nach dem Rennen erschossen“, gab der Mongole zurück, und in seinen dunklen Augen war ein hartes, ja grausames Licht.

„Erschossen?“

„Gewiß“, bemerkte der Fremde gleichmütig. „Ich konnte den Kummer Guns darüber nicht mit ansehen, daß er das Rennen verloren hatte. Er wäre auch nie wieder in Form gekommen, die Niederlage hatte ihm das Herz gebrochen.“

Schweigend ritten wir weiter. Als wir wenige Stunden später die Turten des Dschirgalant-Urtuns erreichten, verabschiedete sich der Unbekannte von uns. Er habe hier zu tun, werde hier übernachten. Wir ritten nach kurzer Rast weiter.

„Weißt du, wer dieser Fremde war?“ erkundigte sich Imquill, kaum daß der Urtun hinter uns lag. Er blickte mit einem sonderbaren Ausdruck unruhig zu mir hinüber. „Nun, ich will es dir gleich sagen, du errätest es doch nicht: Es war Tugun-Sere, der Herr der Banditen!“

Ich fuhr auf. „Wie kommst du auf einen solchen Gedanken?“

Und nun erzählte Imquill mir, daß er sich vorher schon beinahe verraten hätte. „Die Geschwister Guns nämlich kannte ich schon von Kalgan her. In der Britisch American Tobacco-Co hatten meine Freunde sie mir gezeigt, als ich vor ihnen die Unbesiegbare unserer Pferde pries. Du weißt, wie inständig sie uns vor Tugun-Sere und seinen Banden warnten. Da war es, daß sie mir erklärten, ein Pferd gebe es, das unsere Renner schlage, das sei der Sohn Guns, den sein Herr, eben Tugun-Sere, nach dem Rennen erschossen habe...“

So wie an diesem Tage galoppierten unsere Pferde nie wieder. Ob Tugun-Sere uns indes folgte, ich weiß es nicht. Wir hörten nie wieder von ihm. Die Dieren-Antilopen und Kulanen am Rande der Borotshiberge allerdings, auf die zu jagen wir ausgezogen waren, leben heute noch.

Neues Leben

Ich hab mein Herz zurückgeschenkt Dem Himmel und der weiten Welt! Nun bin ich neu erwacht und atme Selig eingeschlossen in dem heiligen Fließen, Das leise zwischen Tag und Abend weht Und in den Nächten hin zum Morgen lebt.

Das in der Winde wildem Jauchzen weint, Das in der Sonne goldnem Lichte scheint, Das in der Nimmerruhe jeden Waches singt, Das aus dem Lachen jedes Kindes klingt, Das irgendwann aus Gottes Fernen kam Und ohne Ende ist — und schwer und wunderbar.

Und Baum und Bach sind meine Brüder. Die ganze weite, lichte Wunderwelt Ist Schwester mir — und ist wie ich Aus ewigem Geheimnis irgendwo geboren Und ohne Selbst dem Göttlichen verloren. Das jeden Atemzuges erster Anfang ist.

Paula Siber v. Groote

Indianergeschichten - unverfälscht

Von Thomas Gerard

Nachzählungen indianischer Anekdoten sind die folgenden Geschichten, die so köstlich das Urteil des weisen Mannes über den Weissen wiedergeben. — Westlich von Puerto Casire, im tiefsten Urwald des Chaco, begegnete der Forscher den Tumerehas etwa dreihundert Familien, dem letzten Rest eines stolzen Indianervolkes, das weder den Paraguayanern noch den Bolivianern zugerechnet werden will. Epidemien wütheten unter den Tumerehas, bald wird nur die Sage von diesen Naturkindern berichten...

Unter der Stachelpalme fand ein Weißer vier Papageienfedern. Er steckte die rote in sein Kopfband, die grüne in den Mund, die blaue und die gelbe trug er zwischen den Fingern der linken und rechten Hand. Als er so vor „Diea“, den Häuptling, trat, sagte dieser: „Seht herqueltische noch den Samen des Uruku-Straudes und färbt den Gesicht rot, dann bist du ein Indianer wie wir!“

Da ließ der Weiße die Federn sinken, wahrhaftig, weil er sich fürchtete, wie alle Tumerehas in Zeiten der Not, auch Schlangen essen zu müssen!

„Was ist das?“ fragte der Weiße. „Eine Fabel!“ „Woraus schmeißt ihr sie?“ „Aus der Frau!“

Der Weiße schüttelte den Kopf, er wußte nicht, daß man mit den Tönen aus dem Unterarmknochen der verstorbenen Mutter „Woboro“, den Walgeist im Jaguarfell, vertreiben muß!

Zu einem Weissen, dessen Wohlstand den Tumerehas kein Geheimnis war, kam Sauna: „Kann ich dir auf deinen Feldern helfen, Bohnenstauden zu pflanzen?“

„Ja!“ Nach einem Monat gab es keinen Lohn. Nach zwei Monaten gab es keinen Lohn! Nach drei Monaten gab es keinen Lohn! Sauna murkte nicht; er ließ schnellflüchtige wie der Wind bis an den Wald zurück in das Lager seiner Brüder. Sauna sprach: „Der Weiße, dem ich dienete, ist so arm wie wir.“

Nur weil er so dumm war, mir es nicht zu sagen, bin ich heimlich fortgegangen!“

Ein Weißer sagte zu einem Tumereha: „Gib mir kein Gürteltier zu essen!“ Da brachte der Tumereha die Eidechse.

„Sie schmeckt nicht!“ „Willst du Algarrobo?“ (Johannesbrotfrucht).

„Nein!“ Da nahm der Tumereha die Schwertkeule und schlug einen Hirsch.

„Du mußt ihn erst braten!“ „Es geht nicht ohne Feuer!“

„Das weiß ich!“ Da lachte der Tumereha, weil der Weiße wußte, daß ohne Feuer kein Hirsch gebraten werden kann!

„Schenke mir dein Farbrohr! (deinen Tintenstift)“, jagte der Tumereha zu dem Weissen.

„Was willst du damit?“ „Das Gesicht schmücken!“

„Es wird dich sehr brennen!“ Der Tumereha spuckte vor Zorn nur kräftig aus, weil der Weiße keine Ahnung hatte, daß Farbe wie heiße Asche auf dem Körper brennen muß, wenn sie den Krieger am Unablässigsten Wastentest der Männer, um die Frauen zu erschrecken, schmücken soll!

Ein Weißer hatte sich im Urwald verirrt und schrie um Hilfe. Gleich kamen drei Tumerehas des Pfad entlang.

„Habt ihr meine Rufe vernommen?“ „Nein!“

„Wie konntet ihr mich denn finden?“ Da schwiegen die Tumerehas so lange, bis der Erschöpfte sich ein wenig erholt hatte. Dann sagten sie: „Es ist der Ruhgeruch, der euch Weiße verrät!“

„Gibt es bei euch Weissen hinter dem großen Wasser den Mond?“

„Ja!“

„Warum kommt ihr dann zu uns?“ „Weil wir euch sehen möchten!“

„Aber der Mond sieht uns! Wenn wir ihn sehen wollen, sprechen wir nur mit ihm!“

Frauenwelt und Heim

Der erste Schritt ins Leben

Das Kind muß Selbstvertrauen haben
Führung zwischen Lehrer und Eltern
Ein lauterer Anzug! Von Tise Leisch

Ganze Scharen von Anaben und Mädchen stehen bereit, in die Schulen einzutreten. Für die Mutter ist dieser Tag von ebenso großer Bedeutung wie für die kleinen Schulanwärter, denn während sie bisher den allergrößten Einfluß auf das Kind hatte, werden jetzt neue Eindrücke von außen kommen, und sie wird vielleicht ein wenig das Gefühl haben, als würde ihr das Kind weggenommen. Aber als vernünftige Frau wird sie über diese Empfindungen hinwegkommen und sich im Gegenteil freuen, daß ihr Kind nun so weit herangewachsen ist, daß es beginnen kann, zu lernen und „seinen Mann zu stehen“. Glücklicherweise sind die Kinder, die bei ihrer Mutter Verständnis und Teilnahme für alle kleinen Freuden und Sorgen finden, die die Schulzeit an sie heranträgt, — und es sind in den Augen des Kindes ja schließlich keine „kleinen“ Freuden und Sorgen! Die ersten Freundschaften werden geschlossen, — die meisten Kinder verständigen sich untereinander beneidenswert rasch, — und erst im Kreise der Gleichaltrigen wird die Mutter ihr eigenes Kind ganz richtig kennen lernen. Besonders, wenn es keine Geschwister hat und nur unter Erwachsenen aufwuchs. Die Lage eines solchen Kindes ist auf jeden Fall schwieriger als die jedes anderen Kindes, weil man im Geschwisterkreise ganz selbstverständlich lernt, welchen Ton man in der Kinderstube anschlagen muß. Glücklicherweise das Kind, das die gute Mitte zwischen Schüchternheit und Großmütigkeit innehat! Hier kann die Mutter sicherlich dazu beitragen, diese gute Mitte zu finden. Allzu schüchtern zu sein, ist für das Leben vollkommen falsch. Das Kind muß durch Erziehung daran gewöhnt werden, daß es sich selber etwas zutraut, nur dann wird es eines Tages das Leben meistern können. — Auf der anderen Seite ist ein sehr rechthaberisches, tyrannisches Wesen dem Kinde noch hinderlicher als übertriebene Schüchternheit. So ein Kind muß beiseite ein wenig geduldet werden, damit es sich bei seinen Schulkameraden nicht unnötig unbeliebt macht.

Die Schulzeit kann für das Kind etwas sehr Köstliches sein, wenn die Lehrer die kindliche Natur verstehen und ihm die Dinge, die es lernen soll, auf richtige Weise nahebringen. Glücklicherweise sind gerade die Lehrkräfte in den Grundklassen meist selber ganz frische, unverbrauchte, junge Menschen, die mit der nötigen Lust und Liebe an ihre Aufgabe herangehen, und könnte es eine schönere Aufgabe geben, als die ersten tastenden Schritte des Kindes in das Land des Wissens zu beobachten, zu leiten und zu unterstützen? Viel Geduld ist bisweilen nötig, besonders bei den Kindern, die nicht mit so guter Auffassungsgabe ausgestattet sind wie der Durchschnitt, aber gerade bei diesen muß durch Zuspruch von Seiten der Lehrer, aber auch der Eltern, immer wieder dafür gesorgt werden, daß der kleine ABC-Schüler nicht die Geduld verliert und nicht entmutigt wird. Ein wenig Selbstvertrauen ist schon nötig, wenn man es zu etwas bringen will! Daran sollen alle jungen Mütter denken! Es genügt nicht, daß man das Kind lieb hat, so wie es ist, — welche Mutter hätte das nicht? — aber sie muß daran denken, daß aus dem Knirps von heute der Mann von morgen wird. An unser Volk werden viele und schöne Worte des Vertrauens und der Liebe gerichtet, — wir, das Volk, können diese Worte den Männern, die sie zu uns sprechen, nicht besser danken, als indem wir uns selber erziehen und an uns arbeiten mit allem Ernst, dessen wir fähig sind. Das Arbeiten an uns Erwachsenen mag manchmal schwierig genug sein, aber die Arbeit an unseren Kindern ist unsere große, herrliche Aufgabe. Diese Kinder sollen eines Tages so fein, wie der Führer, der den starken Entwicklungskräften im deutschen Volke und seinem Willen zum Gelingen vertraut, sie sieht.



Sie wurden verehrt

(Scherl — M.)

Die Mütter werden sich bemühen, die Kräfte in ihrem Kinde zu wecken, die lebensbejahend und wertvoll sind. Die Schule hilft ihnen dabei, und das Bestreben, daß Lehrer und Eltern Hand in Hand arbeiten, ist zu begrüßen. In gegenseitiger Unterstützung werden sie zu der richtigen Beurteilung des Kindes kommen. Die Mütter sollen daher keine Gelegenheit, die ihnen die Schule zur Führungnahme mit den Lehrern bietet, vorübergehen lassen. Sie sollen sich auch möglichst selber ein Urteil über die Klassengefährten ihres Kindes bilden, indem sie diese kennenzulernen versuchen. Sie sollen ihrem Kinde die Möglichkeit geben, auch zu Hause mit den Klassenfreunden zu spielen.

Was den Anzug betrifft, so soll das Kind zweckmäßig und nett angezogen sein. Ein Kind herauszuputzen, so daß es auffällt, ist unangebracht. Sondern es soll immer als Glied einer Gemeinschaft wirken, und wenn man in dem kleinen Anaben oder Mädchen einen Ehrgeiz wecken soll, so ist es der, stets der unverbrüchlich gute und verlässliche Kamerad seiner Schulkameraden zu werden. Wer sich darauf einstellt, der wird selber im Leben niemals verlassen sein.

Vom Wert der Milch

Nährhaftestes Getränk in verschiedener Form — Milch in der Schönheitspflege — Viel Milch, gute Zähne!

Vielfach findet man, daß Menschen, sobald sie die Kinderstube abgestreift haben, nicht mehr gern Milch trinken. Vielleicht, weil sie allzu viel bekommen haben; sie nehmen meist nur zum Tee oder Kaffee Milch und sehen sie im übrigen allenfalls als einen Bestandteil von Süßspeisen an, die man sich gefallen läßt. Aber es scheint jetzt, als ob in allen Ländern Milch als Getränk eine neue Blütezeit erleben wird. In London sind zahlreiche Läden eröffnet worden, die man sehr geschmackvoll eingerichtet hat und in denen das Publikum darüber belehrt wird, wieviele wohlschmeckende Getränke sich aus kalter oder heißer Milch herstellen lassen. Es wird vor allem auch darauf hingewiesen, daß Milch ein ausgezeichnetes Nahrungsmittel, also besonders geeignet als Getränk für geistig Arbeitende ist.

Es wird als praktisch bezeichnet, an Stelle einer umfangreichen Mahlzeit in der Mitte des Arbeitstages ein Milchgetränk einzuführen, das den gleichen Nährwert hat wie schwer verdauliche Nahrung, uns aber in unserer Weiterarbeit nicht stört.

Im Zusammenhang mit der Milch ist auf den Wert der Hefe hinzuweisen. Gerade jetzt im Frühling sollte man täglich etwas frische Hefe genießen. Man löse diese frische Hefe in heißer Milch auf und kann seinem Körper kaum etwas Besseres zuführen als dieses Getränk. — Bei Erkältungen hilft nichts so gut wie heiße Milch, die man mit Honig mischt. Wer etwas besonders Kräftiges zu sich nehmen will, ohne Zeit für eine umfangreiche Mahlzeit zu haben, löst Fleischextrakt in Milch auf, was ausgezeichnet schmeckt.

Ein anderes Getränk mischt man aus einem Glas heißer Milch und einem Teelöffel Suppenwürze, worauf man das Getränk mit einem Eigelb verquirlt. Man darf nur die



Freundschaften wollen gepflegt sein!
Die liebste Beschäftigung unseres Jünglings

(Scherl — M.)

Milch nicht zum Kochen kommen lassen. Besonders anregend schmeckt ein Glas warme Milch, das man mit einem Eigelb verquirlt, worauf man etwas Sherry oder Kognak und Zucker hinzufügt. Kinder, die Abneigung gegen Milch haben, bekommen man meist dazu, Milch zu trinken, wenn man diese mit Frucht- oder Zuckerzusatz mischt, wie ja auch im Sommer Früchte mit Milch zu den Leibelbeissen nicht nur der Kinder, sondern fast aller Menschen gehören. Ein ebenfalls empfehlenswertes Getränk für Kinder ist, die Milch mit einem Eigelb zu verquirlen und etwas Schokolade dazu zu tun.

Didmilch in jeder Form ist für den Organismus sehr zuträglich. Ebenso ist das regelmäßige Trinken von Buttermilch ganz ausgezeichnet und fördert nicht nur das Wohlbefinden, sondern verschönert auch den Teint.

Wir wissen von der schönen Königin Kleopatra, daß sie in Milch badete, und diesem Mittel wird ein großer Teil ihrer Schönheit zugeschrieben. So ein Milchbad würde für unsere Begriffe zu kostspielig sein, wohl aber kann man die Gesichtshaut mit Milch behandeln. Am besten ist es, einen dicken Brei aus Hafermehl und Milch anzurühren und diesen dem Gesicht aufzulegen. Man wird sich nach Entfernung dieser „Masse“, die so lange darauf bleiben muß, bis sie getrocknet ist, erfrischt und verjüngt fühlen.

Im Sommer, wenn man sein Gesicht etwas zu unvorsichtig der Sonne ausgesetzt hat, soll man es mit dicker saurer Sahne betupfen. Wenige Minuten kühlen so gut und wirken so heilend. Ueberhaupt ist es nicht unklug, das Gesicht täglich mit dicker saurer Sahne zu betupfen, — das stellt sich billiger als gute Schönheitscremes und ist in seiner Wirkung mindestens ebenso gut, wenn nicht besser.

Auch die Zahnärzte vertreten den Standpunkt, daß Menschen, die regelmäßig Milch

trinken, bis in ihr hohes Alter gute Zähne behalten; ebenso ist das Haar der regelmäßigen Milchtrinker auffallend schön, da durch die Milch dem Körper die Stoffe zugeführt werden, die er zur Bildung von Zahn und Haar braucht. Aus diesem Grunde ist Milch auch ein besonders wichtiges Getränk für die werdende Mutter.

S. R.

Wie stellt man Zuckerguß her?

Viele Torten und Gebäcke bekommen das rechte Ansehen erst durch einen guten Guß. Zuckerguß, mit dem man das Gebäck bestreuen will, muß ganz glatt verrührt und so dick sein, daß man Ringe damit bilden kann, die nicht sofort wieder verlaufen. Man rührt den Puderzucker am besten statt mit Wasser mit Zitronensaft an, dann wird er glänzender. Will man aber einen Rumguß herstellen, so nimmt man zum Anrühren des Puderzuckers heißes Wasser und schmeckt die Masse dann mit Rum ab. Schokoladenguß gerät am besten, wenn man Ueberzugschokolade im Wasserbade auflöst und ihr einen Eßlöffel aufgelöstes Kakaopulver zusetzt. Man trägt den Schokoladenguß dann in der gewünschten Dicke auf.

Kleine Winke

Wenn man Fleisch durch die Hackmaschine gehen läßt, soll man vorher und hinterher immer etwas hartes Brot durchdrehen; das reinigt und trocknet die Maschine. — Wenn man auf einen Teppich fällt, so betreibt man den Fleck mit Salz. Man kann ihn dann sauber abbürsten, ohne daß der Fleck irgend eine Spur hinterläßt. — Wenn man Sahne schlägt, so gelingt das oft schneller, wenn man ein Eiweiß zu der Sahne gibt. Auch ein paar Tropfen Glycerin beschleunigen das Steifwerden. Will man die Schlagmaschine für Süßspeisen verwenden, so setzt man ihr etwas Puderzucker zu, der ebenfalls das Schlagen erleichtert.

Frauen schmuck vor 3000 Jahren

Kunstwerke aus Bronze — Die beliebte Gürtelschnalle — Hat die Bronze eine Zukunft?
Von Charlotte Ulrich

Eine fast zauberhafte Anziehungskraft hat es, so schreibt ein moderner Forscher, den Anfängen menschlicher Kultur-Entwicklung nachzuspüren. Früher glaubten wir, diese Anfänge ausschließlich in Ägypten, Babylon oder China suchen zu müssen. Heute wissen wir, daß bedeutende Entwicklungslinien ihren Ausgang in der germanischen Frühzeit nehmen.

Als begrüßenswerte Tat muß es bezeichnet werden, daß im Museum für Deutsche Volkskunde in Berlin, dem jüngsten Museum der Reichshauptstadt, in einem erlebten Anschauungsmaterial der Beweis für die hohe Kultur des frühgermanischen Kunsthandwerks erbracht wurde. Die aus verschiedenen Fundstätten zusammengetragenen Bronzegegenstände bringen dem Besucher überraschende Eindrücke über die einzigartigen Fertigkeiten, die — vor drei oder vier Jahrtausenden — die Urhahnen unserer heutigen Kupferschmiede aufzuweisen hatten.

Die Bronze bildete einstmalig ein häufig anzutreffender Bestandteil der Frauenkleidung. Frauen und Mädchen trugen den Schnur-Rock. In dichtem Nebeneinander liegen von der Gürtellinie schnurartige Gewebe aus, die in ihrem Ende dann durch Bronze- oder Eisenringe gezogen wurden. Ein doppelter Zweck war damit erfüllt: die Bronzeschnallen dienten zur Verzierung der Schnur-Röcke, dann aber auch dazu, das primitive Kleidungsstück haltbarer und widerstandsfähiger zu machen.

Hohen Wert legte man in jener Frühzeit der Frauenmode der Gürtelschnalle bei. Das Bedürfnis nach schlichtem wohlhabendem Schmuck ließ bald aus der Gürtelschnalle die Abhänger-Platte des Gürtels werden. Bewundern stehen wir vor der unnachahmlichen Ziselierung, wie sie Meister ihres Handwerks zu jener Zeit den bronzernen Gürtel-Platten zu geben wußten. Unter den Schaustücken, die das Museum für Deutsche Volkskunde aufweist, befindet sich auch die größte je gefundene Gürtelplatte; sie hat die Größe eines regelrechten Tellers. Ihr Alter beträgt mehr als dreieinhalb Jahrtausende.

Wie die Funde zeigen, gab es weiterhin Bronze-Rings, Haar- und Halschmuck aus Bronze, ferner die sogenannten Fibeln. Wir würden heute zu den Fibeln eher Agraffen, Spangen oder große Sicherheitsnadeln sagen. Während wir in diesen heute Sicherheitsnadeln und Spangen meist als nüchterne Dingenware antreffen, schaute der Kupferschmied und Kunsthandwerker jener Zeit auch bei diesem einfachen Gebrauchsgegenstand nicht die Mühe sorgfamer künstlerischer Ausgestaltung.

Interessant sind die bronzernen Frauenwägen, die unsere Ahnfrauen trugen. Zum Teil sind es recht zierliche Stücke; einzelne dieser Wägen erreichen aber die Größe eines Zeitengewehrs, wie es zur Bewaffnung des modernen Soldaten gehört. Damit ist ein Verwendungsbereich der Bronze berührt, bei dem der Mann in seiner Tagesarbeit und

seinem Kampf im Vordergrund steht. Kein Werkzeug, keine Waffe war zu jener Zeit ohne die Heranziehung der Bronze denkbar! Baumagz wie Streitäg, die Lanzenspitze... Auch der Schild ist Bronzearbeit und weist zumeist in reicher Ziselierung prachtvollen künstlerischen Schmuck auf.

Hat die Bronze noch eine Zukunft? — so fragt man sich unwillkürlich, steht man den Jahrtausende alten Erzeugnissen germanischen Kunsthandwerks gegenüber. Die Tatsache vor allem besticht, daß hier ein Rohstoff zur Verarbeitung gelangte, der unverwundlich ist, dem die Zeit, dem ein 30 Jahrhunderte langer Schlaf unter der Erde nichts anhaben vermochte. Wieviele Frauen würden gern eine der bronzernen Gürtelplatten anlegen, wie man sie vor kurzem erst in Baumsärgen der holsteinischen Erde entdeckt hat, und die auch heute noch im täglichen Gebrauch ihren Dienst tun könnten. Die Unverwundlichkeit und lange Lebensdauer des Werkstoffes, die großen und künstlerischen Möglichkeiten der Formgebung — auch unsere Zeit kennt auf dem Gebiet des Kunsthandwerks den großen Wert der Bronze.

Der Besuch des Museums für Deutsche Volkskunde zeigt noch Entwicklungslinien auf, die weit, weit zurückreichen, deren innere Kraft aber auch heute noch lebendig ist. Die Kunst, auch mit einfachen Mitteln eine in ihrer Schlichtheit erhabene Gesamtwirkung zu erreichen, das Bestreben, schon in dem zur Verarbeitung herangezogenen Werkstoff Gelegenes, ja Unvergängliches zu geben und der Wille zu einer ausdrucksvollen Form — es sind Grundzüge kunsthandwerklichen Schaffens, geboren in unverwundlicher Zeit, im deutschen Kunsthandwerk lebendig bis auf den heutigen Tag.

3000 Jahre Bergbau in der Welt!

Eine Wanderung durch das größte Bergbaumuseum der Welt

Mitten im Herzen des Gebietes, wo das Lied der Arbeit in den höchsten und tiefsten Tönen erklingt, im Ruhrgebiet, da liegt dieses Museum. Dochum hat den Sitz der größten Bergschule mit anschließendem geologischen Museum und dem bergbaugeschichtlichen Museum.

Unser Besuch in diesem Museum soll keine Fachsimpelerei sein; dieses Museum hat jedem viel zu sagen. Es führt uns vor Augen, daß der Bergbau, ob sein Gebiet Kohle, Erz, Stein oder Kali ist, schon 3000 Jahre alt ist. Dieses Museum ist erst einige Jahre alt, die aber genügt, ihm einen Welt Ruf zu verschaffen, und wenn man hört, daß Männer der Wirtschaft und Wissenschaft der ganzen Welt ihren Namen in das Gästebuch eingetragen haben, so erweist man seine Bedeutung. Aus allen Staaten der Welt kommen diese ausländischen Besucher, die namhafte Führer von Bergwerkskonzernen, Maschinenfabriken, Leiter von Bergakademien usw. sind, um hier den Werdegang des Bergbaues von der Primitivität bis zur heutigen vollendeten technischen Reife zu studieren. Trotzdem es nur ein Fachmuseum ist, fesselt es den Laien, da es ihm einen Einblick in die Dinge vermittelt, die er nur vom Hörensagen her kennt. Viele von uns und ganz besonders diejenigen, die nicht im Lande der Kohle wohnen, haben schon öfter den stillen Wunsch geäußert, einmal mit den Ruhrknappen in die Tiefe der Erde fahren zu können. Leider bleibt ihnen der Wunsch wohl verfaßt, aber im Bergmannsmuseum erleben sie den Bergbau so, wie er ist, fast wirklichkeitsnah, denn die Leitung des Museums, die in den Händen von Fachwissenschaftlern liegt, trachtet danach, die Bergmannsarbeit jedem so zu zeigen, in Licht- und Schattenseiten, wie sie ist.

In sieben großen Hallen ist dieses Museum untergebracht, und wer ihm einen Besuch abstattet, wird von freundlichen Bergbeamten in der schmutzen alten Bergmannstracht empfangen, die seine Führer sind. In jedes kleinste Geheimnis weist man ihn mit verständlichen Worten ein.

Es ist eine Fülle von Anschauungsmaterial vorhanden aus zahlreichen Staaten, die in mühseliger Arbeit zusammengetragen worden ist und neben reinen technischen und künstlerischen Dingen sehen wir Stücke, die Geschichte machten.

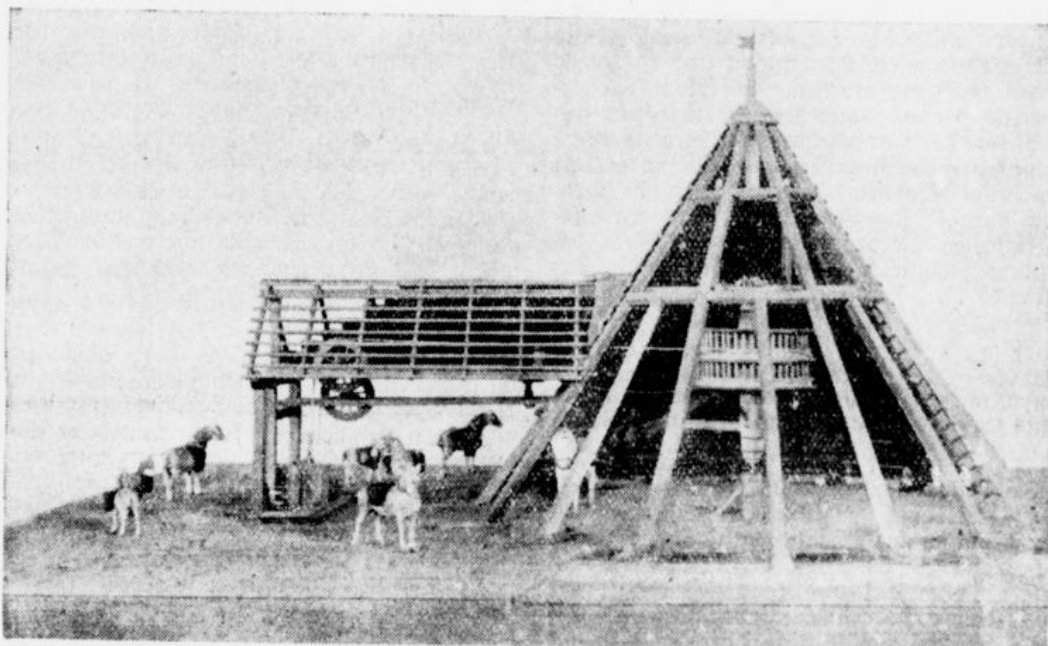
Unsere Wanderung beginnt in der Halle, die der Sprengarbeit gewidmet ist. Angefangen von dem Häufel und Meißel, mit dem der Bergmann das erste Sprengloch trieb, bis zur kompliziertesten Bohrmaschine zeigt uns diese Abteilung den Weg. Hinzukommen noch die Arten von Sprengstoffen und die verschiedenen Möglichkeiten des Sprengens in Stein, Erz oder Kohle. In den Anfangszeiten des Bergbaues wurden Sprengpulver und die Halmjübindung benutzt. Der mit feinem Pulver gefüllte Strohhalm wurde durch den Rückstoß der Gase durch den Zündkanal auf die Schwarzpulverladung gestoßen. Die Strohhälme mußten die Bergleute zu Hause anfertigen und mit zum Pütt bringen. Es war eine mühselige Arbeit dieser primitiven Sprengung, die erst aufhörte, als Alfred Nobel seine Sprengstoffe erfand.

Wir sehen die erste reibungselektrische Zündmaschine, die ihre Elektrizität durch Reibung einer Hartgummischiene mit einem Achenzell hervorrief, und die verschiedenen Systeme von modernen schlagwetterfähigen Zündmaschinen, die absolut sicher arbeiten.

Die Abteilung Grubenbeleuchtung umfaßt die geschichtliche Entwicklung des bergmännischen

Gelichtes vom 3000 Jahre alten Riesenpan aus dem Hallstädter Salzbergbau, bis zum modernen Schlagwetteranzeiger. 600 Grubenlampen aus zahlreichen Staaten vermitteln uns ein Bild, welchen Weg die Beleuchtung in der Tiefe der Erde genommen hat. Wir sehen römische Tonlampen aus dem 3. Jahrhundert, vom Bergmann selbst gefertigte Tonlampen, die mit Tier- und Pflanzenfett gespeist wurden, aus allen Gauen Deutschlands. Es folgen die ältesten Metalllampen, die Harzer und die Westfälische Froschlampe, wie sie unsere Großväter noch gebrauchten, bis zur neuzeitlichen schlagwetterfähigen elektrischen Lampe. Inmitten dieser 600 Lampen steht eine scheinbar alte Lampe. An dieser müssen wir schon etwas länger verweilen. Die Glaskuppel und die Birne sind zertrümmert. Durch einen tragischen Zufall führte diese Lampe zu dem bekannten Schlagwetterunglück auf der Zeche Mont-Cenis in Herne. Es ist dieses der einzige Fall, in dem eine elektrische Sicherheitslampe zu einem Grubenunglück führte.

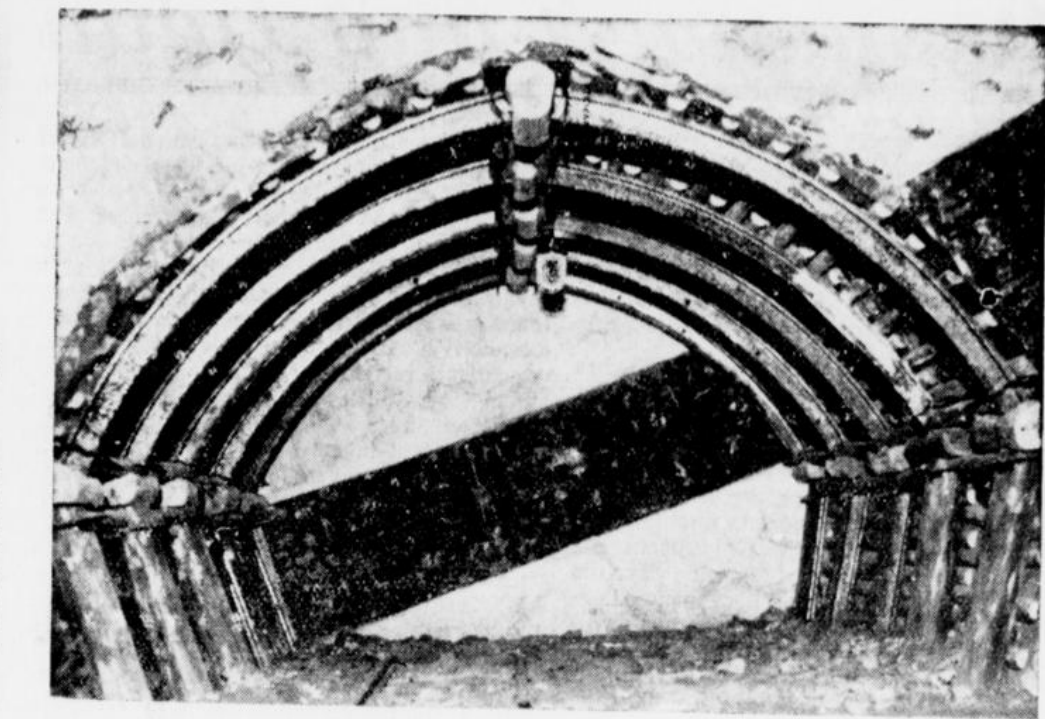
An den Bohrmaschinen stehen lebensgroße Figuren in naturgetreuer Arbeitskleidung und zeigen uns, wie der Bergmann die Schußlöcher in das Gestein bohrt. Wir gewinnen den Ein-



So sah die Förderungseinrichtung im Jahre 1786 auf der Zeche „Trappe“ in Silesch (Weiß.) aus

druck, daß die deutsche Technik hier an führender Stelle marschiert. Große Modelle von Schüttelrutschen-Betriebe zeigen uns den Abbau von Kohle. Eine gewisse Erholung von der anstrengenden Vertiefung in geschichtliche und technische Einzelheiten bietet dem Besucher die Abteilung „Kunst“.

Der Kunstmal Hermann Kästelhön stellt sich uns mit einer Reihe von Radierungen und Gemälden vor, deren Motive er dem Ruhrbergbau und dem Kumpelbasen entnommen hat. Er zeigt uns neben Köpfen bekannter Ruhrindustrieller und Wirtschaftsführer, die mit der Geschichte des deutschen Wirtschaftslebens auf immer verbunden sein werden, in wirkungsvoller und eindringlicher Sprache, das Charakteristische der Knappenarbeit und den Bergmann selbst. Eisenharte, aber doch gutmütige Gesichter, mustulöse Körper und nie ermüdende Arbeitskraft, so zeichnet einer der besten Kenner des Ruhrkumpels den Bergmann. Hinzukommen noch die Bilder des Antlitzes des Ruhrgebietes, einer Kaserne, die



Vor der Kohle

Ortsstrecke, die durch ein Kohlenflöz führt. Der schwarze Streifen ist Kohle. Wenn das Gebirge drückt, so heben sich die eisernen Schienen nicht, sondern die dazwischen liegenden Hölzer quetschen sich erst zusammen.

in der Nacht mit ihrer weißen Glut den Himmel erhellt, und die Hochöfenanlagen mit ihren eisenhitzenden Feuer. Bilder, die wir schon einmal gesehen haben, wenn wir mit dem Zuge in der Nacht von Duisburg nach Dortmund fahren.

In der nächsten Halle empfängt uns eine riesige Modellschau alter, längst abgebrochener Schachtanlagen und Modelle neuzeitlicher Betriebe. Wahre Schmuckkästen sind es, die das Auge des Besuchers fesseln. Nicht überladen

Tierfellen gearbeitete Stricke herunter, an denen Taschen aus Tierfell hingen. Die spätere Entwicklung brachte die einfache Hespelförderung, wie wir noch heute auf dem Lande unser Wasser mit einer Kurbel und einer Holzrolle aus dem Brunnen ziehen. Im 15. Jahrhundert erfand man dann eine Tretradförderung, wie wir sie in einem naturgetreuen Modell sehen. Die Bedienung geschah durch zwei Mann, die das Tretrad in Bewegung setzten und damit durch Uebersehung eines hölzernen Getriebes einen Rüssel im Schacht auf und niederzogen. Dann gab es noch eine Göpelförderung mit Pferden, die wir gleichfalls an naturgetreuen Abbildungen sehen. An großen hölzernen Schleppketten erkennen wir, daß der Bergmannsberuf schon immer sehr schwierig war. Diese mit Rufen versehene Schleppketten dienten zur Förderung in den sogenannten tonnlägigen Schächten, die schräg waren.

Eine große Fläche nimmt die im Jahre 1840 von Harfort gebaute Fördermaschine ein, die die erste ihrer Art war. Man bringt ihr allgemien eine Bewunderung entgegen; sie hat zum großen Teil dazu beigetragen, daß das Ruhrgebiet, überhaupt der gesamte Kohlen-tiefbau, in Schwung kam. Das Modell in natürlicher Größe steht betriebsfertig, und wenn der Beamte die Preßluft in die Maschine läßt, dann faucht und dröhnt es in der großen Halle.

Signalanlagen, Telefonapparate, elektrische Glöden, die den Förderungsbetrieb und der Verständigung vom Tage in der Grube dienen, geben dem Bergmann die Gewißheit, daß man unermüdet tätig ist, einen Großteil der Unfälle zu vermindern.

Im Rahmen der Streckenförderung ziehen an uns über 2000 Jahre vorbei.

Ein klobiger Förderwagen aus Holz mit dicken Holzrädern, der auf Holzschienen lief, stammt aus dem siebenbürgischen Goldbergbau, wie ihn die Römer hatten. Es kommt weiter ein schon etwas verbesserter ungarischer Hund, der ohne Schienen gefahren wurde, und ein sehr primitiver Wagen aus dem alten westfälischen Bergbau. Eine große Nachbildung eines Mansfelder Flözes gibt uns einen Einblick in die harte und gefährvolle Arbeit der Kumpels. In dem 40 cm starken Kupferschieferflöz liegt der junge Schlepper auf dem Bauch und zieht mit seinem Fuß, an dem durch einen breiten Gurt ein Kohlenwagen befestigt ist, der immerhin ein Gewicht von drei Zentner hat, diesen kriechend weiter. Ueber ihm und unter ihm das Gebirge. Man ist erschüttert von der Tätigkeit dieser Arbeiter, und dankt den Erfindern und der Technik, daß so etwas heute durch die neuzeitlichen Fördermethoden abgelöst worden ist.

War dieses alles Vergangenheit, so erleben wir in der zweiten Abteilung der Halle die maschinelle Gegenwart. Große elektrische Grubenlokomotiven und solche, die mit Benzin und Preßluft angetrieben werden, sehen wir. Maschinen in Originalgröße aus dem Grubenbetrieb ausgerollt. Die Benzin- und die elektrische Maschine werden langsam verdrängt durch die Preßluftmaschine, da diese keine Entzündung von schlagenden Wetter hervorrufen kann.

Steigen wir tiefer hinab, dann sehen wir ein Bergwerk. Man glaubt in einer Grube zu sein. Alles ist so geschaffen und angelegt worden, damit der Besucher ungewollt sich mitten in den Bergbau versetzt fühlt. An zahlreichen Strecken sehen wir die verschiedenen Arten des Ausbaues mit Holz und Eisen. Wir beobachten die Art und das Einfallen der Gebirgsschichten und die schweren Eisen- und mächtigen Holzstempel, die die Rieslast tragen. Gewaltig sind die Eindrücke, die jeden befangen und die uns eine Achtung vor dem Beruf des Bergmanns abringen. Wir haben in den Stunden, die wir in diesem Museum verleben, viel von dem Kampf des Bergmanns mit den Naturgewalten kennengelernt.



Der erste Grubenwagen

Förderwagen aus dem alten siebenbürgischen Goldbergbau, wie ihn die Römer vor 2000 Jahren kannten.

(3 Bilder: Bergbaumuseum.)

Schon den Steinzeitmenschen, die aus den Ablagerungen der Kreidezeit ihr Material für Feuersteinwerkzeuge hervorholten, machte die Förderung, das heißt das Herausbringen des gewonnenen Materials, Schwierigkeiten. Während heute an starken Seilen die schweren eisernen Förderkörbe 600 bis 1000 Meter in die Erde saßen, machten es die Steinzeitmenschen anders. Sie ließen aus Baumrinde und

Freude ~ Humor ~ Raten

Der Bauer und seine Fabriken

Mein Freund und sein Rad

Humoreske von Jutta Wilking

Mein Freund ist ein famoser Mensch. Sozusagen der geborene Freund! Er wird einen nie im Dreck lassen, wenn er einem unter die Arme greifen kann, davon bin ich überzeugt...

Mein Freund ist übrigens Junggeselle. Und das ist schade, denn er besitzt Eigenschaften, die ihn zum Ehemann geradezu vorbestimmen. Er besitzt Ausdauer, Zuverlässigkeit, kurz, all jene Tugenden, die man unter dem Sammelbegriff Treue zusammenfaßt. Hat er sich für etwas entschieden, so bleibt er auch bei der Stange. Liebt er, so weicht und wankt er nicht... Wie schön wäre es, wenn er diese seltenen Charakterzüge dort verwerten würde, wo sie vor allem am Platz sind, nämlich in der Ehe. Wie oft stelle ich ihm vor, daß sich Tugenden von Mädchen jüngeren oder auch reiferen Alters glücklich preisen würden, ihn zum Mann zu bekommen, aber auf dem betreffenden Ohr hört er nicht. Nun, eigentlich wollte ich ja nicht von den Mädchen reden, die mein Freund nicht haben will, sondern von dem Rad, das er hat... Also dieses Rad! Es ist ein Meisterwerk, so alt wie Methusalem, doch mein Freund liebt es. Es war seinerzeit ein vorzügliches Rad. Der Vater meines Freundes soll es gekauft haben, als Räder noch eine ziemlich neue Erfindung waren, dann lernte der Bruder meines Freundes darauf fahren, und zuletzt bekam es mein Freund. Noch heute, wenn es in Reparatur kommt, pflegt der Mechaniker zu sagen: „Aber ein gutes Rad haben Sie da, Herr Doktor, das ist sein Geld, das es gekostet hat, wert.“

Nun wäre dieses Gutachten an sich sehr erfreulich, wenn das Rad nur nicht fortgesetzt neues Geld kosten würde. Denn natürlich kostet jede Reparatur Geld. Darum eben lobt es der Mechaniker; besteht er doch von meinem Freund und dessen Rad ein recht nettes Monatseinkommen. Ich rede meinem Freund wiederholt an, das alte Ding zu verkaufen. Erfolgrlos. Das kommt von seiner Treue und daher, daß er stets bei der Stange bleibt — und wäre es auch nur eine verbogene Radnabe.

Als ich unter Gelächern wieder einmal auf diesem Gebiet bewachte und ich meinen Freund schon fast müde gemacht hatte, warf er plötzlich die Frage auf, was denn, wenn er sich wirklich ein neues kaufte, mit dem alten Rad geschehen sollte?

„Das gibst du als Anzahlung oder schenkst es einem armen Teufel, der froh darum ist“, war meine Antwort.

So gefreudig mein Freund sonst ist — ebensolche Studienkollegen pumpten ihn immer mit Erfolg an —, das ging ihm gegen den Strich. Der Gedanke, daß sein geliebtes altes Rad in fremde Hände kommen sollte, schien ihm wie eine Kirchenstrafe; der Ankauf eines neuen unterließ sich.

Mein Freund hatte jedoch Recht: Er kaufte sich vor einiger Zeit ein Los und gewann. Gewann ausgerechnet ein tadelloses Herrenrad.

Ich gratulierte ihm. Er machte eine lauerfühe Miene.

„Nun wirst du dein altes Rad doch endlich mal verkaufen“, sagte ich. Er zog ein Gesicht, als hätte ihm wer zugemutet, sich den kleinen Finger abzuhaken. Er schwieg übrigens, und ich hörte von dem alten Rad nichts mehr, vermied auch, danach zu fragen, aus Sorge, ich könnte an eine faum verarbeitete Wunde rühren.

Seit kurzem hat sich mein Freund in der unbenutzten Vorratskammer seiner Wohnung ein Provisorium von Dunkelstammer eingerichtet. Er sagt, es sei interessanter, Photos selbst zu entwickeln, als sie zu kaufen.

fein, als sie außer Haus zu geben. Ich suchte ihn bei dieser Arbeit auf und kam hinter die wahre Ursache dieser neuesten Leidenschaft. Die Dunkelstammer ist nämlich gleichzeitig der Aufbewahrungsraum für sein altes Rad. So oft ihn die Lust anwandelt, es wieder einmal heimlich zu besuchen, macht er sich in der Dunkelstammer zu schaffen. Eigentlich rührend, so viel Treue!

Aber gellern ist was Besonderes vorgefallen. Mein Freund besuchte mich. In etwas rampo-niertem Zustand — und ich erfuhr, daß er soeben einen Verkehrsunfall gehabt habe. Das heißt ihm selbst war zum Glück nichts geschehen, dafür aber hatte sein Rad, sein funkelneues, eben erit-

Serenissimus höchstselbst

Von Peter Dmm

Serenissimus hat in seinem Walde Rebe gesehen. Mit seinem Jagdhüter sprach er über Nutzen und Schaden des Wildes, betonte den Sinn der Jagd, während der Jagdhüter darauf hinwies, wie trefflich solche Braten wären.

„Und die Haut, Sie vergessen die Haut, das ist doch das Wichtigste!“ betonte Serenissimus.

„Durchlaucht — ich verstehe nicht ganz, die Haut wichtig...?“

„Aber, aber, mein Herr, die Haut hält doch das ganze Tier zusammen!“

Einen Sommer verbrachte Serenissimus in einem Nordseebad. Auf einem seiner morgendlichen Spaziergänge bemerkte er einen Mann, der neben einem mit großen Holzfässeln beladenen Leiterwagen stand und das Meerwaller mit Hilfe eines Eimers in die Bütteln goss.

Wozu er das machte, beehrte Serenissimus zu wissen. Und der biedere Arbeiter, ein Fischer, erklärte, er bringe Meerwasser in ein Hotel, das den Gästen warme Bäder von Meerwasser verschafft.

Serenissimus begriff das, dankte für die Auskunft und ging weiter. Viele Stunden später, als er an der Stelle vorbei kam, wo der Fischer gearbeitet hatte, war Ebbe; das Meer war weit zurückgegangen.

Sprachlos blieb Serenissimus stehen, und erst nach geraumer Weile konnte er seine Verwunderung in Worte fassen: „Alles Wasser weg — was muß der fleißige Mann verdient haben!“

Eines Morgens ließ Serenissimus im „Reichensboten“ auf dieses Inserat: „Kuh, die jeden Tag kalben kann, zu verkaufen!“

Durchlaucht läutete die Glocke. Kindermann — Adjutant, Sekretär, Berater und Hausmarschall in einer Person — tritt ein, ließ sich das Inserat zeigen und nahm diesen Reizel entgegen: „Die Kuh wird sofort gekauft, Kindermann. Eine Kuh, die jeden Tag kalben kann — da werden die Bauern vor Neid plagen, wenn ich ein so fluges Tier im Stalle habe. Aber, Kindermann, erkundigen Sie sich genau, ob die Kuh auch Sonntags kalbt!“

Serenissimus hat einen berühmten Norikunarsreisenden bei sich zu Gast, der nach der abend-

gewonnenes Rad dran glauben müssen. Vollkommen kaputt, erzählte er, vorn sei ein Leitwagen drübergegangen und hinten eine elektrische Straßenbahn. Also unheilbar! Außerdem wurde mein Freund aufgeschrieben und wird wahrscheinlich Strafe zahlen müssen, denn wie er sagt, war er an der Sache selber schuld... Dabei erzählt er das alles mit dem freudetrübenden Gesicht von der Welt. „Stell dir nur vor“, schließt er seine Schilderung, „was für ein Schwein ich da gehabt habe.“

Meine Miene dürfte ein einziges Fragezeichen gewesen sein: „Wieso? Du meinst wohl, weil du mit heiler Haut davongekommen bist. Ja allerdings...“

„Aber nein doch!“ Er ist förmlich erbohrt, daß ich so schwer von Begriff bin. „Natürlich, weil mein neues Rad kaputt gegangen ist. Da kann ich doch mit gutem Gewissen wieder auf dem alten fahren!“

Die beiden Hälften

Von Peter Dmm

In einer Zeitung liest Serenissimus: „Heute verunglückte Herr R. N. aus B., indem er in den Kessel der Gießschmelze stürzte. Das ist bereits der 4. Unfall an dieser Stelle in diesem Jahre.“

Da fing Serenissimus an zu toben: „Das ist ja unglaublich! Das sind doch furchtbare Zustände! Warum nehmen die Leute denn die Kessel nicht endlich weg?“

„Was, eine halbe Million? Schade, daß die arme Frau das nicht mehr erlebt hat!“

„Das ist ja unglaublich! Das sind doch furchtbare Zustände! Warum nehmen die Leute denn die Kessel nicht endlich weg?“

Man schrieb das Jahr 1826, als sich die folgende Geschichte in England zutrug: Dem englischen Unterhaus lag eine Anzahl von Gesetzen zur Durchberatung vor, darunter auch eines, das ein bestimmtes Vergehen unter schwere Strafe stellte. Fünfundzwanzig Pfund Sterling waren für den Übeltäter als empfindliche Buße vorgesehen.

In zwei Lesungen hatte das Unterhaus seine Zustimmung gegeben, in der dritten aber schlug ein Abgeordneter vor, in dem Entwurf die Worte „einer Strafe von fünfzig Pfund unterworfen“ durch „einer Strafe von siebenjähriger Deportation unterworfen“ zu ersetzen.

Die vorgeschlagene Verschärfung der Strafe fand die Billigung des Unterhauses. In der Eile hatte man jedoch vergessen, sich mit dem weiteren Wortlaut des Gesetzes zu beschäftigen. Und so las man denn nach der Veröffentlichung des Gesetzes folgende immerhin ungewöhnliche Bestimmung: Die lange Zeit viel belacht wurde:

... einer Strafe von siebenjähriger Deportation unterworfen, wovon die eine Hälfte dem König, die andere dem Angeber zufallen soll!“

Reh.

Vor Jahren erschien zu den Examen der jungen Landwirtschaftslehrer ein Geheimrat aus Berlin, der — wie die meisten Examinatoren — ein Stiefpferd ritt. Er meinte nämlich, man müsse, weil man in einem Zeitalter der Industrie lebe, auch der Landwirtschaft zeigen, daß Bauernarbeit und Industrie gar nicht so weit voneinander entfernt seien.

Eines Tages erschien dieser Herr zu der Abschlussprüfung in einem Landwirtschaftslehrerseminar. Einer der jungen Lehrer besprach mit seinen Schülern den Kartoffelanbau. Sehr bald griff der Geheimrat ein und erklärte den Schülern: „Wenn ihr einmal auf eurem Kartoffelfeld arbeitet, dann müßt ihr daran denken, daß das eigentlich gar kein Kartoffelfeld ist, sondern darüber hinaus eine natürliche Stärkfabrik.“ Und ausführlich entwickelte er dann die Bedeutung dieser Fabrik und die Aufgabe der darin beschäftigten Arbeiter.

In einer zweiten Lektion wurde über den Raps gesprochen.

„Raps!“ rief plötzlich der Geheimrat. „Das Rapsfeld ist nicht nur ein Rapsfeld, sondern eine natürliche Oelfabrik.“ Weitergehend verbreitete er sich wiederum über das Wesen dieser ländlichen Fabrik...

So ging es weiter, und bald war aus sämtlichen Aedern und Wiesen eine Fülle von industriellen Unternehmungen geworden.

Aber als der Herr Geheimrat im Konferenzsaal mit dem Direktor des Seminars über die Zeugnisse der Prüflinge sprach, fing sein Ohr ein kritisches Wort auf, das aus dem Nebenraum drang, wo sich die Prüflinge befanden.

„Meine Herren!“ sagte da einer, „Sie glauben vielleicht, der Herr, der uns eben prüfte, war ein Geheimrat und Staatskommissar! Da sind Sie sehr im Irrtum — das war nichts anderes als eine natürliche Bleichfabrik!“

Ohne Nackose

Gurke geht zum Zahnarzt. Einen Zahn ziehen. „Mit oder ohne Betäubung?“ fragt der Arzt. „Kostenpunkt?“

„Mit Nackose zehn Mark, ohne Nackose drei Mark.“

„Mit Nackose“, seufzt Gurke und setzt sich in den Stuhl.

Der Arzt nimmt seine Spritze und rammt sie Gurke dreimal zwischen die Zähne. Dann führt er Gurke ins Wartezimmer zurück.

„Bleiben Sie hier fünf Minuten sitzen, bis die Nackose wirkt.“

Gurke wartet. Als der Arzt zurückkommt, ist Gurke verschwunden.

Der Arzt wundert sich. Vergisst den Fall.

Am Abend trifft er verschiedene Berufscollegen.

„Plötzlich hört er einen Zahnarzt sagen: „Heute ist mir der seltsame Fall unterlaufen, daß sich ein Patient einen Zahn ohne Nackose ziehen ließ.“

„Wissen Sie vielleicht, wie er blickt?“ fragte unter Arzt.

Der Kollege nickte: „Gewiß, Gurke blickt er.“

Rumsteak mit Brot

Fiber trägt einen Matrasenbart. Fibers Bart ist prächtig. Und lang bis zum Bauch.

Fiber ist Rumsteak. Fiber schneidet und schneidet.

„Entsetzlich schön!“

„Was?“

„Das Rumsteak!“

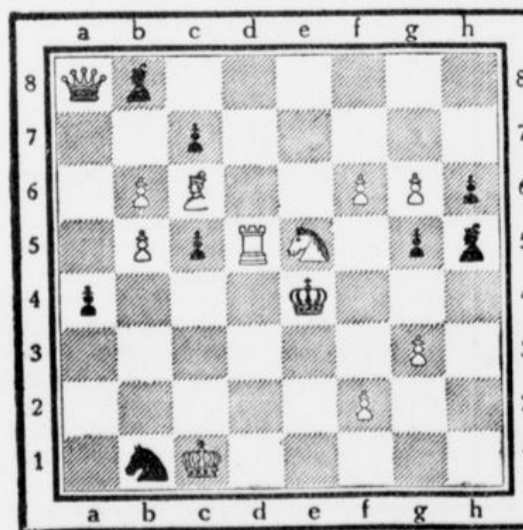
Der Kellner lächelt: „Das ist nicht das Rumsteak, Herr! Aber Sie haben ja Ihren Bart darauf liegen!“

SCHACH

Schachaufgabe

F. M. Godager und T. Fied

1. Chg. Erw. im Turnier d. Brit. Chess. Feder, 1934/35



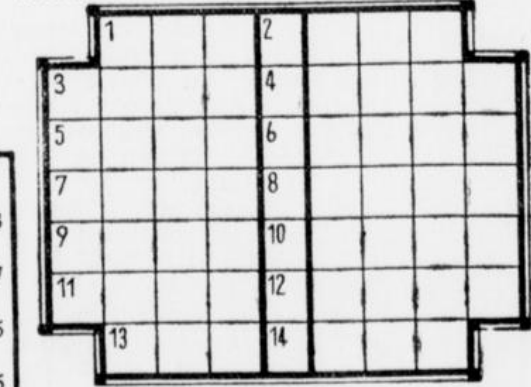
Matt in drei Zügen

Füllrätsel

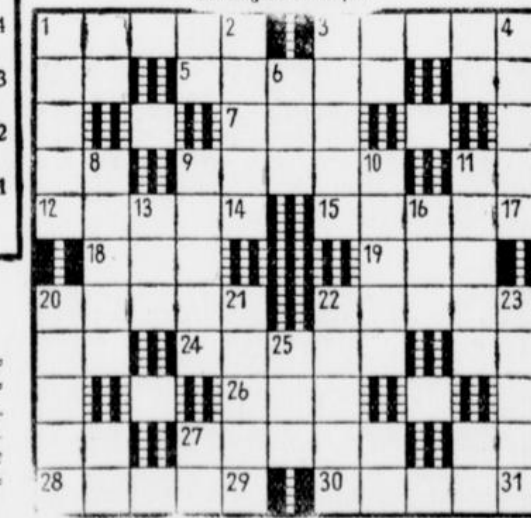
1. Mathematischer Ausdruck, 2. Reinigungs-mittel, 3. Mundstück, 4. Kirchenorgel, 5. Raubvogel, 6. Stadt an der Ruhr, 7. Behälter, 8. Dichtung von Goethe, 9. Preisverzeichnis, 10. germanische Göttin, 11. kleines Boot, 12. deutsche Hafenstadt, 13. kaufmännischer Ausdruck, 14. geologische Formation (Sf = 1 Buchstabe).

Die Wörter sind so einzufügen, daß in jeder waagerechten Reihe zwei Wörter entstehen, wobei der Endbuchstabe des ersten Wortes der Anfangsbuchstabe des zweiten Wortes ist. Die den

beiden Wörtern in jeder Reihe gemeinsamen Buchstaben nennen von oben nach unten gelesen einen deutschen Dichter



Kreuzworträtsel



Von links nach rechts: 1. Regierungsbezirk und Stadt der Rheinprovinz, 3. Figur der Nibelungenlage, 5. Stadt in der Schweiz, 7. Bodenbenennung, 9. Tierunterkunft, 12. Fisch, 15. Haus-

haltungsgerät, 18. Meeresbusch, 19. russisches Gewicht, 20. geometrischer Begriff, 22. Nebenfluß der Havel, 24. Verzeichnis, 26. weibliche Bibelschloß, 27. Atmungsorgan der Fische, 28. Gesellschaftsklasse, 30. Zeitspanne.

Von oben nach unten: 1. Pflanzenhöflichkeit, 2. Nagetier, 3. Stadt an der Saale, 4. Strom in Nordwestafrika, 6. Segeltanze, 8. franz. Opernkomponist, 9. Teil der Pflanze, 10. Teil des Kopfes, 11. Geschwulst, 13. Zeitabschnitt, 16. Fluß in der Steiermark, 20. Wohnung hoher türkischer Staatsbeamter, 21. Blume, 22. Teil des Baumes, 23. Erlaß, Verordnung, 25. Gewässer.

Diagonalen: 1-14 Trinkschiff, 3-17 gute Laune, Stimmung, 12-2 Verkaufsstätte, 15-4 Soofbad in der Provinz Sachsen, 20-29 Meeresungeheuer, 22-31 Volksstamm, 28-21 lautes Geräusch, 30-23 Feigling.

Bilderrätsel



Mosaikrätsel

berna undes rfrüh
uchda istda nerwa chkom
ensche mtsda chtauf
beimm wiede lingü sglück

Richtig geordnet und entsprechend abgeteilt ergeben die Steinchen einen Spruch.

Auflösung aus voriger Nummer

Schachaufgabe von Dr. G. Dobbs

1. Da1-h1! Ch4-g2 oder Ch4-f3 (a); 2. Ch5-g6 Zugzwang. 1... Ch4-f5; 2. g4xh5 (b). 1... Ch4-g6 (c); 2. Qxg6. 1... Kh8 oder h7 (d); 2. Ch5-f7! Eine variantenreiche Miniature.

Geographisches Silbenrätsel

1. Trarbach, 2. Udine, 3. Gemmi, 4. Erfurt, 5. Reidenburg, 6. Duero, 7. Jise, 8. Stuttgart, 9. Duauumont, 10. Eberswalde, 11. Ratisbor, 12. Finnmark, 13. Rimini, 14. Essen, 15. Island. — „Jugend ist der Freiheit Goetterkind.“

Kreuzworträtsel

a) 1. Ewald, 4. Bar, 7. Rad, 8. Eholi, 10. Raub, 12. Adel, 13. Garbe, 16. Gra, 18. Biseps, 20. Flut, 22. Rose, 24. Eiber, 25. Reh, 26. Lee, 27. Miene. — b) 1. Erl, 2. Waage, 3. Abua, 4. Bode, 5. Ale, 6. Kille, 9. Wagger, 11. Breite, 14. Ares, 15. Tafel, 17. Eilen, 18. Bude, 19. Fore, 21. Lie, 23. Ehe.

Kreuzworträtsel mit magischem Diamanten

Magischer Diamant: 1. A, 2. Bra, 3. Areal, 4. Bar, 5. L.

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 6. Fack, 9. Rest, 12. Bor, 13. Eta, 14. Alal, 16. Koede, 18. Halle, 20. Au, 21. SA, 22. Ida, 24. Lee, 26. Amt, 28. aus, 30. Na, 32. Et, 33. Strafe, 36. Njam, 38. Cos, 39. Rad, 40. Mit, 41. S'il, 42. Dafe, — Senkrecht: 6. Poe, 7. Arena, 8. See, 9. nah, 10. Salat, 11. Tal, 12. Br, 15. Leje, 17. du, 19. Ne, 23. Dom, 25. Emu, 26. Ake, 27. Trut, 28. Aftas, 29. Samt, 31. Ne, 32. ES, 34. Los, 35. Erl, 36. Ido, 37. Me.

SCHWARZES GLAS

Roman von Kurt Martin

Urheberrechtsschutz durch Verlag Neues Leben, Bayr. Gmalm

18

Der Kassierer sah ihn feindselig an. „Ich weiß gar nicht, was Sie von mir wollen. Wenn Sie Zweifel in die Richtigkeit meiner Worte setzen.“

Bert Ibenstein sprach zu Mauroy gewandt, weiter. „Ich habe etwas eigenmächtig gehandelt; aber ich denke, Sie sind mir deshalb nicht böse. Bevor ich Sie vorhin zu der Vernehmung dann in dem Bankhaus abholte, hatte ich mir erlaubt, der Wohnung Herrn Tullins einen Besuch abzustatten.“

Sean Mauroy sah überrascht drein. „Sie waren —?“ „Und Henri Tullin schrie außer sich. „Das ist eine Infamie! Ich werde mich bei dem Herrn Polizeipräsidenten beschweren! Dieser Mann will mich womöglich irgendwie verdächtigen!“

Bert Ibenstein reichte dem Kommissar ein Briefblatt. „Dies fand ich in Herrn Tullins Wohnung, allerdings nicht auf dem Tisch oder in einem Kasten, sondern im Ofen, wo es scheinbar nicht Feuer fing und fatalerweise liegen blieb.“

Henri Tullin raffte nach dem Blatt. „Geben Sie her! Das ist mein Eigentum. Sie haben kein Recht.“

Aber Mauroy war jetzt neugierig geworden. Er befahl:

„Sehen Sie sich, Herr Tullin, und sprechen Sie nicht so laut!“

Halblaut las er:

„Nehmen Sie die Kontoumschreibungen jetzt vor! Beobachten Sie, wie Didiere bei Erhalt des nächsten Drohbriefes sich verhält.“

Wohr stand nicht auf dem Blatt. Es zeigte auch keine Unterschrift.

Bert Ibenstein lächelte Henri Tullin vertraulich zu.

„Sie vergaßen vorhin, auf diese Dinge zu sprechen zu kommen, nicht wahr? Aber das ist bei einem Mann gleich Ihnen begreiflich. Sie haben zu viel zu denken, und da vergaßen Sie solche Nebenächlichkeiten.“

Henri Tullin erklärte hastig:

„Was ich vorhin sagte, ist vollkommen richtig. Ich habe nichts mit dieser Mitteilung zu tun. Ich weiß auch nicht, wie sie in den Ofen gekommen ist. Vielleicht haben Sie das Blatt selbst erst hineingeworfen!“

Er musterte Bert Ibenstein mit Augen, die Haß kündeten. Aber Mauroy erklärte scharf:

„Es verhält sich bestimmt so, wie Herr Ibenstein sagt! Sie werden uns jetzt verraten, von wem Sie diese Nachricht erhielten, Herr Tullin!“

„Aber ich weiß ja gar nichts davon!“

Bert Ibenstein schüttelte bedauernd den Kopf.

„Wie vergeblich Sie doch sind, Herr Tullin! — Und dabei fand ich auch den Briefumschlag von diesem Schreiben in Ihrem Ofen, zerissen freilich; aber das macht nichts, ich baute alles wieder sorgsam zusammen.“

Er musterte Bert Ibenstein mit Augen, die Haß kündeten. Aber Mauroy erklärte scharf:

„Es verhält sich bestimmt so, wie Herr Ibenstein sagt! Sie werden uns jetzt verraten, von wem Sie diese Nachricht erhielten, Herr Tullin!“

„Aber ich weiß ja gar nichts davon!“

Bert Ibenstein schüttelte bedauernd den Kopf.

„Wie vergeblich Sie doch sind, Herr Tullin! — Und dabei fand ich auch den Briefumschlag von diesem Schreiben in Ihrem Ofen, zerissen freilich; aber das macht nichts, ich baute alles wieder sorgsam zusammen.“

Er musterte Bert Ibenstein mit Augen, die Haß kündeten. Aber Mauroy erklärte scharf:

„Es verhält sich bestimmt so, wie Herr Ibenstein sagt! Sie werden uns jetzt verraten, von wem Sie diese Nachricht erhielten, Herr Tullin!“

„Aber ich weiß ja gar nichts davon!“

Bert Ibenstein schüttelte bedauernd den Kopf.

„Wie vergeblich Sie doch sind, Herr Tullin! — Und dabei fand ich auch den Briefumschlag von diesem Schreiben in Ihrem Ofen, zerissen freilich; aber das macht nichts, ich baute alles wieder sorgsam zusammen.“

Er musterte Bert Ibenstein mit Augen, die Haß kündeten. Aber Mauroy erklärte scharf:

„Es verhält sich bestimmt so, wie Herr Ibenstein sagt! Sie werden uns jetzt verraten, von wem Sie diese Nachricht erhielten, Herr Tullin!“

„Aber ich weiß ja gar nichts davon!“

Bert Ibenstein schüttelte bedauernd den Kopf.

„Wie vergeblich Sie doch sind, Herr Tullin! — Und dabei fand ich auch den Briefumschlag von diesem Schreiben in Ihrem Ofen, zerissen freilich; aber das macht nichts, ich baute alles wieder sorgsam zusammen.“

Er musterte Bert Ibenstein mit Augen, die Haß kündeten. Aber Mauroy erklärte scharf:

„Es verhält sich bestimmt so, wie Herr Ibenstein sagt! Sie werden uns jetzt verraten, von wem Sie diese Nachricht erhielten, Herr Tullin!“

„Aber ich weiß ja gar nichts davon!“

Bert Ibenstein schüttelte bedauernd den Kopf.

„Wie vergeblich Sie doch sind, Herr Tullin! — Und dabei fand ich auch den Briefumschlag von diesem Schreiben in Ihrem Ofen, zerissen freilich; aber das macht nichts, ich baute alles wieder sorgsam zusammen.“

Er musterte Bert Ibenstein mit Augen, die Haß kündeten. Aber Mauroy erklärte scharf:

„Es verhält sich bestimmt so, wie Herr Ibenstein sagt! Sie werden uns jetzt verraten, von wem Sie diese Nachricht erhielten, Herr Tullin!“

„Aber ich weiß ja gar nichts davon!“

Bert Ibenstein schüttelte bedauernd den Kopf.

„Wie vergeblich Sie doch sind, Herr Tullin! — Und dabei fand ich auch den Briefumschlag von diesem Schreiben in Ihrem Ofen, zerissen freilich; aber das macht nichts, ich baute alles wieder sorgsam zusammen.“

Er musterte Bert Ibenstein mit Augen, die Haß kündeten. Aber Mauroy erklärte scharf:

„Es verhält sich bestimmt so, wie Herr Ibenstein sagt! Sie werden uns jetzt verraten, von wem Sie diese Nachricht erhielten, Herr Tullin!“

„Aber ich weiß ja gar nichts davon!“

Bert Ibenstein schüttelte bedauernd den Kopf.

„Wie vergeblich Sie doch sind, Herr Tullin! — Und dabei fand ich auch den Briefumschlag von diesem Schreiben in Ihrem Ofen, zerissen freilich; aber das macht nichts, ich baute alles wieder sorgsam zusammen.“

Er musterte Bert Ibenstein mit Augen, die Haß kündeten. Aber Mauroy erklärte scharf:

„Es verhält sich bestimmt so, wie Herr Ibenstein sagt! Sie werden uns jetzt verraten, von wem Sie diese Nachricht erhielten, Herr Tullin!“

„Aber ich weiß ja gar nichts davon!“

Bert Ibenstein schüttelte bedauernd den Kopf.

„Wie vergeblich Sie doch sind, Herr Tullin! — Und dabei fand ich auch den Briefumschlag von diesem Schreiben in Ihrem Ofen, zerissen freilich; aber das macht nichts, ich baute alles wieder sorgsam zusammen.“

Er musterte Bert Ibenstein mit Augen, die Haß kündeten. Aber Mauroy erklärte scharf:

„Sagen Sie, wann war eigentlich George Stenow das letzte Mal hier?“

Als der Kassierer diesen Namen hörte, zuckte er betroffen zusammen, kaum merklich freilich; aber es war weder Bert Ibenstein noch Sean Mauroy entgangen.

„Stenow? — Wer soll das nun wieder sein?“

„Stenow ist ein guter Bekannter von Ihnen, Herr Tullin.“

„Marrheit! Ich habe den Namen nie gehört.“

„Aber geschrieben haben Sie ihm?“

„Niemals!“

„Passen Sie auf, ich zeige Ihnen sein Bild. Da, das ist George Stenow. Sehen Sie sich den Mann genau an!“

Bert Ibenstein reichte Henri Tullin ein Photo. Der warf einen raschen Blick darauf, dann behauptete er:

„Dieser Mann ist mir niemals begegnet.“

„Na so etwas! Sie sollten doch einmal wegen Ihrer Gedächtnischwäche einen Arzt konsultieren. Da besitzt ja nun Ihre Wirtsfrau ein weit besseres Erinnerungsvermögen. Ich sprach vorhin mit ihr, als ich mich ein wenig in Ihrer Wohnung umjah, und da erfuhr ich, daß George Stenow erst vor drei Tagen bei Ihnen war. Da, schauen Sie sich nur nicht so unglaublich an! Ich weiß nämlich auch das: Damals, als George Stenow während seines Urlaubs angeblich in Schottland weilte, hielt er sich in Paris auf, zum mindesten eine Woche lang. Was hat er denn da mit Ihnen verhandelt?“

„Das ist alles ein Irrtum! Ich weiß überhaupt nicht, wer dieser Mann ist.“

„Das will ich Ihnen sagen: Er ist ein Feind John Blackwoods gewesen. Er ist — Aber wozu das! Sie wissen es doch besser als ich!“

Bert Ibenstein nickte Sean Mauroy zu.

„Ich denke, mein kleiner Besuch heute morgen in der Wohnung Herrn Tullins hat dem Gang der Untersuchung doch ein wenig genützt, Herr Kommissar. Ich würde Ihnen raten, Herrn Tullin vorläufig in Haft zu nehmen.“

Henri Tullin taumelte zurück. In seinen Augen stand jähe Angst.

„Was sagen Sie? — Sind Sie verrückt? Was habe ich denn getan? Ich erhebe Einspruch gegen jedwede Verhaftung, ich —“

Sean Mauroy war dicht auf den Kassierer zugetreten, und dann hielt er Henri Tullins beide Hände so unerwartet in den seinen, daß er im Augenblick der Ueberraschung gar nicht an Abwehr dachte. Metall klickte und Sean Mauroy sagte:

„Sie sind verhaftet, Henri Tullin. Sie stehen dringend im Verdacht, um die Ermordung Aristide Didieres zu wissen. Beihilfe bei diesem Verbrechen geleistet zu haben und Bantgelde auf betrügerische Weise verschoben zu haben.“

Es nickte dem Kassierer nichts, daß er nun einen Tobjuchtsanfall bekam, daß er in seiner Wut aufschrie und den beiden Männern schlingmische Rache schwor für das Unrecht, das sie ihm nach seiner Behauptung zufügten.

Sean Mauroy rief telephonisch ein Auto der Polizeidirektion herbei und ließ Henri Tullin durch zwei Kriminalbeamte in das Untersuchungsgefängnis abtransportieren. Dann widmete er sich gemeinsam mit Bert Ibenstein noch einmal der Durchsicht von Aristide Didieres Privatkonten.

Sie kamen zu keinem Erfolg. Sie fanden nichts, das irgendwie Licht in das Dunkel zu bringen vermochte. Auch das Personal wußte nichts anzugeben, was ihnen weitergeholfen hätte. Mauroy verschloß die Geschäftsbücher mit den Konten Unwey und John Blackwood wieder sorgfältig im Tresor, dessen Schlüssel er an sich nahm.

„Man muß die gesamten Geschäftsvorgänge hier während der letzten Wochen und Monate einmal ganz gründlich nachprüfen.“

Bert Ibenstein stand finstern am Fenster.

„Ja, das ist sehr nötig! Wir haben nun zunächst anstelle eines Dreiecks ein Viereck, und dies bilden die Namen Blackwood, Boghetto, Didiere und Unwey. Dieser Unwey kannte sowohl Boghetto als auch Blackwood und Didiere. Es ist noch festzustellen, ob Didiere auch zu Boghetto Verbindungen unterhielt; höchstwahrscheinlich war dies der Fall. — Ein besonderes Problem ist dann die Verbindung George Stenow und Henri Tullin, ein weiteres Problem die Tätigkeit Gilbert Rawsons und Dr. Oppermanns. — Ja, und noch etwas!“

Aber dieses „Noch“ verriet Bert Ibenstein auch Sean Mauroy nicht.

Sie fuhren dann gemeinsam nach der Privatwohnung Didieres in der Rue de la Vierge. Bis auf die Wirtschaftsräume war die Wohnung polizeilich versiegelt worden.

Emile Wernier, der Diener Didieres, begrüßte die beiden Herren. Mauroy gab ihm einen Wink, ihnen in das Herrenzimmer zu folgen. Er sagte streng:

„Ich richte jetzt nochmals Fragen an Sie, und Sie werden mir alles sagen, was Sie wissen!“

Der Diener sah ihn ernst an.

„Ich wüßte nicht, was ich verheimlichen sollte, Herr Kommissar. Wenn man länger denn zehn Jahre im Dienste eines Herrn steht, hat man wohl selbst das größte Interesse daran, die Ermordung seines Herrn baldmöglichst aufgeklärt zu sehen.“

„Sie sagten aus, Aristide Didiere sei in letzter Zeit öfters seltsam aufgeregt gewesen?“

„So ist es, Herr Kommissar. Herr Didiere zeigte während der letzten Wochen manchmal eine ganz eigentümliche Unruhe.“

„Sie wollen den Grund dieser Unruhe nicht kennen?“

„Ich konnte mir sein Verhalten nur dahin erklären, daß er wohl geschäftliche Sorgen hatte. Nachdem Herr Didiere nun freilich eines so seltsamen Todes starb, könnte man sein Verhalten während der letzten Zeit auch dahin deuten, daß er von irgendwelchen Feinden bedroht wurde.“

„Aber Sie wissen nichts davon?“

„Nein.“

„Herr Didiere hat Ihnen gegenüber nie über die Ursache seiner Unruhe gesprochen?“

„Niemals.“

„Wie war das mit seinen Postfächern? Bekam er die Briefe hierher, oder gingen alle Sendungen an die Bantadresse?“

„Herr Didiere bekam sehr viele Zuschriften auch hierher.“

„Auch vom Auslande?“

„Allerdings! Ich sah englische und italienische Briefmarken, auch spanische. So genau kann ich das nicht sagen.“

„Wann zeigte sich Herr Didiere besonders erregt? Wenn er Briefe öffnete?“

„Das kann ich nicht beurteilen.“

„Sprach Herr Didiere Ihnen gegenüber über seinen ersten Kassierer, Herrn Henri Tullin?“

„Er unterhielt sich mit mir nie über geschäftliche Angelegenheiten.“

„War gestern oder heute früh Herr Didieres Braut hier?“

„Fräulein Bevrin rief telephonisch an, ob ich etwas Neues über die schwebende Untersuchung wüßte, ob die Wohnung hier immer noch verschlossen sei.“

„Warum verschlossen? Wollte Fräulein Bevrin hierherkommen, wenn die Wohnung seitens der Polizei freigegeben wurde?“

„Das weiß ich nicht. Ich wüßte auch nicht, wie ich mich verhalten sollte, wenn dem so wäre.“

„Was sagte Fräulein Bevrin sonst noch am Telefon?“

„Nicht viel! Sie war offenbar sehr erregt und klagte über —“

„Nun, worüber denn?“

„Über die langsame Arbeit der Polizei. Sie wünscht, daß der Mörder möglichst rasch gefunden werde.“

„Ach so! Ja, und wie ist das: Empfang Herr Didiere oft Besuche hier im Hause?“

„Nicht oft. Nur zu kleinen Festlichkeiten lud er hin und wieder einige Freunde und Freundinnen ein.“

„Geschäftliche Besuche empfing er hier nicht?“

„Nein.“

„Der Name ist mir ganz unbekannt.“

„Oder ein Professor Boghetto?“

„Auch diesen Namen hörte ich nie.“

„Und wie ist es mit einem Herrn Unwey?“

„Unwey? — Nein, dieser Name ist mir ebenfalls nie zu Ohren gekommen.“

Sean Mauroys Stimme drohte.

„Ich empfehle Ihnen dringend, die Wahrheit zu sagen! Alles, was Sie jetzt verschweigen, kann zu Ihrem Nachteil gedeutet werden. Ich habe gerade vorhin in der Wortsache Didiere eine Verhaftung vorgenommen!“

Aber Emile Wernier versicherte mit ruhigem Ernst:

„Ich sage die reine Wahrheit, Herr Kommissar. Aber da Sie mich nach Namen fragen, — nach fremdbildlichen Namen, fällt mir ein, daß Herr Didiere doch einmal zwei Herren mitbrachte. Vor vielleicht zwei Monaten mag das gewesen sein. Aber ich denke, es handelt sich da nicht um geschäftliche Angelegenheiten, sondern um den Besuch zweier Freunde Herrn Didieres, die sich auf der Durchreise hier aufhielten. — Diese Herren führten ausländische Namen.“

„Wie hießen sie?“

„Der eine, ein großer starker Herr mit rotblondem Haar, wurde von Herrn Didiere mit „Senor Lopez“ angesprochen, der andere, ein schlanker Herr mit völlig ergrautem, eigentlich weißem Haar, mit Dr. van Morten.“

„Lopez? — Van Morten?“

Sean Mauroy sah nachdenklich Bert Ibenstein an.

„Rotblonde Haare? — Aber Lopez? — Das ist doch offenbar ein Spanier gewesen! Allerdings rotblondes Haar? — Und Dr. van Morten scheint ein Holländer zu sein.“

Bert Ibenstein nickte.

„Wenn die Namen der Herren stimmen, — ja!“

Er wandte sich an den Diener.

„Wie lange weilten die Herren hier im Haus?“

„Drei oder vier Stunden. Herr Didiere hatte für sich und seine beiden Gäste ein ausgelagertes Diner bestellt. Die drei Herren schienen sich sehr gut zu unterhalten.“

„Sie gingen doch immer ab und zu hinein?“

„Während des Dinners, ja; später, nach dem Essen, hatte ich nichts mehr im Zimmer zu tun.“

„Worüber sprachen die Herren? Sie müssen doch einiges gehört haben.“

„Die Unterhaltung wurde anfangs englisch geführt und ich kann nicht englisch. Ich weiß also nicht, worüber sich die Herren unterhielten.“

„Klang Ihre Unterhaltung so, daß anzunehmen war, sie standen in gutem Einvernehmen miteinander?“

„Gewiß! Sie lachten auch öfters.“

Bert Ibenstein suchte Sean Mauroys Augen. „Ob dieser Besuch für uns eine Bedeutung hat?“

Aber dann bat der Diener:

„Entschuldigen Sie, Herr Kommissar! Sie nannten vorhin Namen. Wenn ich mich recht erinnere, erwähnten die Herren einmal einen Namen, der mit einem der von Ihnen vorhin aufgezählten Ähnlichkeit haben dürfte.“

„Boghetto?“

„Nein, es war ein englisch klingender Name.“

„Blackwood?“

„Auch dieser war es nicht; aber Sie sprachen noch einen dritten Namen aus.“

„Unwey?“

„Ja! — Das muß er gewesen sein. Dieser Name, — oder wenigstens ein sehr ähnlich klingender wurde von den Herren wiederholt erwähnt.“

Bert Ibenstein zog die Brauen hoch.

„Ja, nun möchte man wissen: War es wirklich dieser Name, oder war es ein ähnlicher. Das ist eine wichtige Frage!“

Er sah sich suchend in dem Zimmer um.

„Aber vielleicht gibt uns irgendetwas hier Antwort auf diese Frage.“

Sean Mauroy winkte dem Diener.

„Gehen Sie! Halten Sie sich draußen bereit. Vielleicht habe ich noch weitere Fragen an Sie zu richten.“

Als sie miteinander allein waren, sagte Bert Ibenstein:

„Wenn ich Ihnen also ein wenig zur Hand gehen darf —“

„Aber bitte! Vielleicht haben Sie mehr Glück als ich! Im Grunde habe ich ja hier schon alles durchsucht. Aber versuchen wir es immerhin noch einmal!“

Sehr sorgsam gingen sie daran, Didieres Zimmer noch einmal abzusuchen. Bert Ibenstein schenkte vor allem der Bibliothek Didieres Interesse. Er las die Namen der Werke, schritt an den Bücherreihen hin und her. Dann rief er Sean Mauroy herbei.

„Man sieht, daß Didiere eine Junggesellenwirtschaft führte. Sein Diener Wernier mag ein ganz brauchbarer und vor allem treuer Burche sein, aber die rechte Art des Säubers ist ihm nicht eigen. Wenn Sie die Bücherreihen da abgehen, finden Sie überall eine Staubschicht; aber gerade dieser Staub verrät uns etwas Besonderes: Aristide Didiere besaß zwar eine reichhaltige Bücherammlung, doch hat er sehr wenig in den Büchern gelesen. Zeitmangel oder Interesslosigkeit! — Wenn Sie aber das zweite Fach in Augenschein nehmen, finden Sie, daß hier bei einigen Büchern die Staubkante vorn auf dem Brett fehlt. Diese Bücher wurden also kürzlich herausgenommen und gelesen. Sie passen aber auch gar nicht zu den links und rechts von ihnen stehenden Werken. Das da hüben und drüben sind Romane, und zwar älterer Autoren, die paar Bände hier aber sind wissenschaftliche Werke. Lesen Sie die Rückentitel!“

Und Sean Mauroy las! Das Horoskop und der Lebenslauf des Menschen. — Bestimmen die Sterne die Dauer unseres Lebens? — Saturn und Mars, ihre Bedeutung für das Schicksal der Menschen.

„Komisch! Das macht den Eindruck, als ob Didiere sich mit Sternkunde und ähnlichen Dingen beschäftigte.“

Bert Ibenstein zog eines dieser Bücher aus der Reihe und schlug es auf.

„Da sehen Sie! Dies Buch ist erst voriges Jahr erschienen! Didieres Interesse für solche Werke ist also erst in neuester Zeit erwacht! — Also, hier finden sich auch Blätter mit Aufzeichnungen in Didieres Handschrift. Da ein Satz: „Ist mein Tod wirklich beschlossen?“

Sean Mauroy nickte.

„Es ist mir das ganz klar: Didiere bekam Drohbriefe, — es wurde ihm der Tod in Aussicht gestellt, — ganz so, wie Sie annehmen! Und das von Ihnen in Tullins Wohnung gefundene Briefblatt bestätigt das! — Scheinbar wollte Didiere anfangs den Drohungen keine Beachtung schenken, er ward dann aber doch ängstlich, zweifelte, ob es sich um bloße Erpressungen handelte. Da kam er auf den Gedanken, sich mit Sternkundungen zu beschäftigen, und scheinbar ist es ja dann so gekommen, daß die Sterne ihm ein schlimmes Ende verhießen.“

Er griff nun gleichfalls nach einem dieser Bände und blätterte darin. Und dann hielt er zwei Briefumschläge in den Händen.

„Noch etwas! Briefe aus England, oder vielmehr die Umschläge von Briefen!“

Bert Ibenstein beugte sich rasch vor.

„Das ist ja wieder das uns bereits bekannte Format! Und die gleiche Anordnung der Adressen! — Didiere bekam offenbar von der gleichen Seite Zuschriften, die auch John Blackwood und seine Tochter mit Briefen bedachte.“

Sie suchten nach weiterem Material, und plötzlich hielt Bert Ibenstein noch etwas in den Händen. Es war eins der großen hellblauen Kuverts, wie sie solche aus Didieres Schreibtisch gefunden hatten, mit Didieres Monogramm versehen, von Didiere für seine Privattorrespondenz angeschafft.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geheimnisse der Telegraphenstange

Was macht der Specht in der Leitung? — Künstliche Aderverkalkung im Walde — Die Stange als Wetterprophet

Trotz der ständig fortschreitenden Verfallung der Telegraphenleitungen stehen noch rund fünf Millionen Telegraphenstangen im deutschen Reichsgebiet. Kant und schlaun erheben sie sich an den Straßen und Wegen, haarig und schnur- gerade schneiden ihre Drähte die Luft entwei- Sie gleichen den Rieselfsteinen, die Däumling im Märchen auf die Straße warf, um den Weg wie- derzufinden; ihre unendlichen Kettenlinien führen sicher in das Kulturleben zurück. Mit jubelndem Hurra warfen einst unsere Afrikaner ihre Hüte und Mützen in die Luft, als sie nach langem Weiden und Streiten im Sandfeld die ersten Telegraphenstangen erblickten. Sie wußten, die Stangenreihen zeigten den Weg nach Windhut.

Die Stange Kiefer, die vor Jahren als grünes Naturkind im Wipfelrauschen des Waldes ihre Krone wiegte, ist bei der Post nicht zum gemeinen Pfahl geworden. Sie gilt noch etwas in der Kulturwelt, sie lebt auf neu, als der Stimm- träger des Drahtes, in dem rafflos das wahre Leben der Welt summt. Brauende Tele- graphenstangen — Sphärenmusik des Jahrhun- derts! Was da in den Drähten und Stangen singt und tönt, das ist das ewige Lied des Lebens.

Leider sind die Telegraphenstangen seit jeher rechte Sorgenkinder des Staates gewesen. Denn die Nadelholzer, die uns die Stangen liefern, haben die fatale Neigung, in Fäulnis überzu- gehen, sobald das pflanzliche Leben in ihnen auf- hört. Kaum ist eine Stange geist, so machen Feuchtigkeit, Temperatur, Luft, Erdwärme gemein- same Sache mit den Insekten, Würmern und Bakterien; ihren vereinten Kräften kann eine gesunde Stange schon nach einem Jahre erliegen. — Die Telegraphenstangen stehen zu einer Gürtel ihrer Länge in der Erde. Die erste An- griffsstelle der Fäulnis liegt immer an den Punkten, wo die Stange aus der Erde tritt, wo also das Holz durch das Erdreich dauernd feuch gehalten wird und dabei der Luft ausgesetzt ist. Das Antreten der Stangen führte als Gegen- mittel so wenig zum Ziele wie das Bräuen Dämpfen und Kochen in großen Kesseln. Leben! im Walde schon wurden die Bäume für den späteren Staatsdienst vorbereitet, indem man sie durch Verharzung in eine Art Aderverkal- lung versetzte; ja, während noch ihre Kronen im Winde rauschten, gaben die Menschen ihnen den Gifttrank; sie mischten den aufsteigenden Le- benssaft des flüssigen Kupfervitriol bei. Bis man schließlich herausbekam, daß die Stoffbestandteile des Holzes selbst den Keim des Verderbens in sich tragen. Wie die alten Doktoren die „ma- teria peccans“, den fäulnisigen Stoff, durch Er- brechen und Durchfall aus dem menschlichen Körper trieben, so mußte nun auch der Saft aus dem Holz entfernt und dieses mit fäulnis- hemmenden Flüssigkeiten getränkt werden.

Dazu gehört in erster Linie Kupfervitriol. Technisch ist das Zubereitungsverfahren ziemlich einfach. Die frisch gefällte Kiefer wird in der Tränkungsanstalt unter Dampf- und Wasserdruck gesetzt, worauf das flüssige Vitriol am Stamm- ende eindringt und den Holzsafte vor sich her- treibt. Er tritt dann am Kopfende der Stange aus, zuerst tropfenweise wie Tränen, darauf fließend, schon im Vitriol vermischt in grün- licher Färbung, ein Zeichen, daß die Lösung die Stange vollständig durchdrungen hat. Während dieser Gemarkung, die 9 bis 13 Tage dauert, hat die Kiefer ihre pflanzliche Seele ausgehaucht und ist mit Hilfe von Kupfervitriol, Zinkchlorid, Quecksilber, Teeröl und ähnlichen Gifstoffen zu

einem reinen Kunstzeugnis geworden. Die künstliche Zurichtung sichert ihr in der Regel eine staatliche Dienstzeit von durchschnittlich 20 Jahren.

Tönende Telegraphenstangen — geheimnis- volles Lied der Ferner! Was hat es mit dieser Telegraphenmusik eigentlich auf sich? Unsere Kleinen vernehmen dem aufstehenden Wei- werk des Telegraphierens zu lauschen, wenn sie ihre watschlige Ohren an die Holzstangen drücken. Unheimlich klingt das Summen den Natur- völkern, denn es verrät ihnen, daß böse Geister in den Stangen wohnen. Während darum die Besonnenen zur Verhöhnung zürnender Götter beruhigende Fetische an die Stangen heften, ma- chen beispielsweise die sonst so draufgängerischen Matabele einen großen Bogen um sie. Der fluge- Wiesel von Abessinien ließ die Telegraphen- leitungen durch Pfeiler heiligsprechen, um sie gegen die Angriffe seiner Untertanen zu schützen.

Auch die niedere Kreatur wird durch das Tö- nen der Telegraphenstangen in ihrem Normal- verhalten merkwürdig beeinflusst. Weiter Beh- hält die Stangenmusik für das Schwärmen eines Bienenstocks und ruht nicht eher, bis die Stange am Boden liegt. Einer gleichen Täuschung soll auch der sonst so geistige Specht unterliegen, indem er die Geräusche mit dem Summen von Insekten verwechselt. Der kleine Waldzimmer- mann ist ein ganz gefährlicher Telegraphen- freier. Er greift alle Stangen an, einerlei, ob sie im Rohzustand oder mit Kupfervitriol, Zink- chlorid oder Quecksilbersublimat zubereitet sind; selbst kresotisierte Stangen erwidern nicht seinen Abscheu. Er folgt den neugebauten Telegraphen-

linien und bürget sich mit ihnen in Gegenden ein, wo er vorher nicht heimisch war. Der Vogel haßt auf der Nahrungssuche so große Löcher gegen die Stangenachse, daß die Stangen eigentlich nur noch gewohnheitsmäßig zusammengehalten, beim ersten Sturm aber umbrechen.

Wir selber, die verstandbegabten Menschen, sind uns durchaus nicht einig in der Beurteilung der Telegraphenmusik. Landläufiger Glaube ist, daß die Töne durch Einwirkung des Windes auf die Drähte zustande kämen und in den Holz- stangen ihren Resonanzboden fänden. Aber der Wind allein kann nicht als Tonreger angesehen werden, denn die Stangen tönen auch bei Wind- stille, während bei heftigem Wind oft kein Laut vernehmbar ist. Allerdings bedeutet Windstille noch nicht vollkommene Luftstille. Andererseits fehlt es nicht an Erklärungsversuchen, das Sum- men der Drähte auf Temperaturveränderungen, Luftdruck oder auf seismische Ursachen zurück- zuführen. Der Landmann sagt: „Die Tele- graphenstangen heulen, es gibt ander Wetter.“ So glaubt denn auch ein Fachmann, Erdm., das Brummen zeigt mit Sicherheit schlechtes Wetter an. Lasta sieht ebenfalls in dem Tönen ein Vor- zeichen für das Herannahen eines Tiefdruck- gebietes. Von schließt dagegen bei starkem, gleichmäßigem Tönen auf gutes, bei unregelm., wechselndem Tönen auf schlechtes Wetter. An- dere Forscher, wie Lefe und Greipel, verneinen überhaupt einen Zusammenhang mit dem Wet- ter. Was die Tönfarbe betrifft, so kann man sich überzeugen, daß zu gleicher Zeit die verschie- denen Stangen eine verschiedene Tonhöhe haben, die eine singt den Sarkastro, die andere die Pamina.

Ja, wer hätte wohl gedacht, daß die Tele- graphenstangen so voller Geheimnisse wären! Ge- heimnisvoll für die meisten ist auch die Biograp- hie, die jede Stange auf den Leib geschrieben trägt. Der Kundige entnimmt daraus, wem die Stange gehört (Z. = Telegraphenverwaltung), mit welchem Gift sie getränkt ist (B. = Kupfer-

Das Flugzeug als Sämann

Wie kalifornische Reisfelder bestellt werden sollen

Die Großfarmer von Kalifornien haben sich ausgerechnet, daß sie bei der Größe ihrer Felder erhebliche Summen sparen, wenn sie zur Aus- saat ein Flugzeug benutzen. Das Flugzeug kann auch die riesigsten Flächen innerhalb weniger Minuten ganz gleichmäßig mit Saatkörnern be- decken und so den Aufwand von kostspieligen Maschinen und Motoren einsparen. Vor allem sollen sich die Reisfelder mit dem Flugzeug vor- züglich besäen lassen. Selbstverständlich müssen die Flugzeuge mit einer Spezialanordnung zum gleichmäßigen Ausstreuen der Saatkörner ver- sehen werden. Aber diese Einrichtung kostet kaum mehr als eine normale Sämaschine. Im übrigen brauchen nur noch die Felder, über die das Flugzeug als Sämann in niedriger Höhe hinwegfliegen soll, durch kleine Fähnchen deut- lich kenntlich gemacht zu werden.

vitriol, Z = Zinkchlorid, Er = Teeröl). Darun- ter folgen Altersnachweise. Im Frühjahr, wenn die Schwaben wiederkommen, ziehen die Tele- graphenbaukolonnen die Stangenreihen entlang, prüfen und mustern. Dann bekommt manch pen- sionsberechtigter alter Knabe seinen Todesstreich; er hat seine Zeit ehrenvoll an der Landstraße abgeben.

Ernst Niemann

Paris im 3/4 Jahr

Der Fasching lebt auch in Paris langsam ein. Die Veranaltungen in den großen Hotels werden immer zahlreicher und sind merkwürdigerweise auf besuch, obgleich die politischen Umstände, und die allgemeinen sozialen und finanziellen Verhältnisse im ganzen Lande gegenwärtig keineswegs her- vorheben, so daß die Festlichkeiten für dieses Jahr eine schlechte Karnevalsaison voraussagen haben.

Schon jetzt kann man feststellen, daß der Wiener Walzer inzwischen nicht nur seinen Einzug in Paris gehalten hat, sondern tatsächlich im Begriff steht, das ganze Land im Sturm zu erobern. Nicht wenig dazu beigetragen hat das Fest, das kürzlich im Palais der Prinzessin Taucian-Lucine in Paris stattfand. Dieser Ball, an dem alles teilnahm, was in der Pariser Gesellschaft Rang und Namen aufzuweisen hat — auch die Herzöge de Maille und de Broglie waren anwesend — stand reiflos im Zeichen des Walzers. Dem eigentlichen Ball, der als Kollisions aufgezogen war, ging eine Art Revue voraus, die die Gestalt des Walzers im Laufe der Jahrzehnte zum Gegen- stand hatte. Man konnte viele der blendend schönen Damen und vornehmen Herren der Pariser Gesell- schaft in Alt-Wiener-Trachten bewundern, die sich unentwegt, Stunde für Stunde im Dreiviertel- takt über das Parquet bewegten. Auch wer nicht an dieser Revue teilnahm, war in altmodischer Tracht erschienen, wobei vor allem die originellen Adornamente der Herren, ganz im Stil der Bohème zur Zeit des guten Murrer gehalten, berechtigtes Aufsehen erregten. All das wirkte so frisch und so nett, daß die Begeisterung bis in die frühen Mor- genstunden hinein anhielt.

Am besten hat übrigens ein Walzer von Lehar, der „Ungarische Walzer“, gefallen, der von den beiden Tänzern, einer Madame Mirabaud mit dem jungen Baron Samelin, getanzt wurde; die beiden mußten ihn immer und immer wieder von neuem vorführen, und das Publikum rief vor Beifall. Das reizende Paar — er übrigens in der reich- verzierten, schmucken Uniform eines Honved- Suirans — erhielt natürlich den ersten Preis.

Diese Walsernacht im Palais der Prinzessin Taucian wird in Paris wohl lange unvergessen bleiben. Sie hat dem Walzer die französische Hauptstadt eingegeben, und nun wird wohl die Zeit nicht mehr allzu fern sein, wo nicht nur Paris, sondern ganz Frankreich sich im Dreiviertel- takt bewegen wird.

Radiolot findet Fischwärme
Als das von der Debea entwickelte Radiolot auch bei den Fischereifloßen erprobt wurde, machte man die überraschende Feststellung, daß man sich von den Zufällen, die bei Fischfangfahrten bis dahin als Zufallsbegegnungen galten, so gut wie freimachen konnte. Mit Hilfe des Radiolots war es zunächst einmal möglich, die Wärme an den künftigen Stellen aufzufinden. Darüber hinaus zeigte aber auch das Radiolot an, ob Fischwärme vorhanden war oder nicht. Sieben nämlich die Fische in dichten Schwärmen, so bilden sie für die Schall- wellen eine reflektierende Wand. Ein Teil der vom Schiff ausgesendeten Ultra-Schallwellen werden sich also bis zum Meeresboden fortplanzen und von dort wieder zurückkehren. Ein anderer Teil wird an den Fischleibern reflektiert werden. Für solche Fälle gibt die Lampe des Meßgerätes ganz bestimmte Leuchtzeichen an, die der Seemann sehr wohl zu deuten weiß. Welche umwälzende wirt- schaftliche Bedeutung das Radiolot für die Fisch- fischerei, den Fischmarkt und darüber hinaus für die Ernährung eines Volkes gewinnen kann, braucht wohl kaum noch näher erörtert zu werden.

Und noch für einen anderen Zweck kann das Radiolot Verwendung finden, der für die Schiff- fahrt von großem Wert ist, für die Navigation. Es ist mit Hilfe des Radiolots gelungen, ohne Sicht den Kurs eines Schiffes zu bestimmen. Das ge- schah so, daß mit Hilfe des Radiolots die Meeres- tiefe unter dem Kiel des Schiffes gemessen wurde. An Hand einer genauen Seefarte, in der die Meeres- tiefen und die Beschaffenheit des Bodens ange- geben waren, konnte mit großer Genauigkeit die Position des Schiffes dauernd überwacht werden.

Die Kavallerie der Filmstars

Hollywood bildete eine eigene reitende Schutzpolizei

Kidnapper, Räuber und Banditen, laßt es euch nicht einfallen, künftig in den Filmkolonien von Hollywood und Beverly Hills eurem verbrecheri- schen Handwerk nachzugehen, ihr werdet plötzlich eine Meute berittener Männer und Weibchen hinter euch haben, die furchterregend ihre Lan- gen schütteln und blutdürstig ihre Säbel schwin- gen. Sie werden nicht ruhen, bis sie euch zur Strecke gebracht und den Hüften des Geheges ausgeliefert haben. Fürchtet euch vor der Ka- vallerie der Filmstars. Sie wird ein Ende machen mit dem Terror der Kidnapper und der Melli- banditen. Solbatspielen ist augenblicklich Mode in der Filmstadt und da man über das nötige Geld verfügt, kann man sich Uniform, Waffen und ein feuriges Streifband zulegen und der berittene Hilfspolizei von Hollywood beitreten. Es ist ganz gleich ob man männlichen oder weiblichen Geschlechts ist. Voraussetzung ist nur, daß man bereit ist, sein Leben im Kampf gegen die Gau- nerkwelt in die Schanze zu schlagen. Es muß ja nicht immer gleich alles ganz ernst genommen werden. Man kann auch Verbrecherverfolgungen in Szene setzen, bei denen jeder Menich von vornherein weiß, daß die Hilfspolizisten mit den geübten Verbrechern niemals in Berührung kommen werden. Aber es gibt doch herrliche dra- matische Reklamebilder, wenn die fünfzehnhundert Filmstars mit Gefährten, die Todesverachtung ausdrücken, hinter dem bösen Feind herjagen. O ja, man weiß sich schon die Zeit zu vertreiben. Ob man die Verbrecher endgültig vertreiben wird, ist natürlich eine andere Frage. Auch wenn jetzt rings um Hollywood eine „Todeslinie“ gezogen worden ist, innerhalb der es jeder Gesetzesüber- treter mit der Kavallerie der Filmstars zu tun bekommt.

Kommandant der reitenden Hilfspolizei ist nun nicht etwa Douglas Fairbanks oder ein Schau- spieler vom Schlage des verstorbenen Tom Mix. — nein, die Anwesenheit eines Einzelnen als Vorgesetzter, das ließ die gegenseitige Rivalität nicht zu, das hätte doch eine Zurücksetzung aller anderen und eine ungerechtfertigte Sonderrefle- xion für den Auserwählten bedeutet. Kommandant ist vielmehr ein Sportlehrer bei dem die Film- stars Reitunterricht nahmen, ehe sie auf den Ein- fall kamen, sich als Soldaten oder auch Amazonen zu verkleiden, und sich sogar, wenn auch nicht sehr weitgehende amtliche Befugnisse zuerkennt zu lassen. Dieser Sportlehrer heißt Victor MacLag- len, ist allgemein sehr beliebt und kann vor allem reiten wie der Teufel. Mehrmals in der Woche alarmiert er seine männlichen und weiblichen Soldaten, um sie nach allen Regeln der Kunst einzuzugreifen. Er ist vorzüglich genug, beim Exerzieren nicht gar zu viel zu verlangen, denn sonst könnte ja den schönen Frauen und den Männern, die so gerne Männer sein wollen, der Spaß an der Sache vergehen.

Gönnen wir den Herrschaften von Hollywood ruhig ihr Vergnügen. Aber sie mögen uns ge- fälligst mit Wochenendaufnahmen von ihrer hilfspolizeilichen Tätigkeit verschonen.

wieder aufgenommen. Der Kristall formt die vom Meeresboden kommenden Schallwellen in elektrische Spannungen um, die nach einer entsprechenden Verärterung einem Meßgerät zugeleitet werden, das so gerichtet ist, daß es die unmittelbare Lösung angibt. Das Meßgerät besteht in der Hauptphase aus einer kreisförmigen Tafel von 27 Zentimeter Durchmesser, hinter der eine Anzeige-Glimmlampe entsprechend der Zahl der abgefragten Schall- züge, zehn Umdrehungen in der Sekunde ausführt. Die Lampe spritzt auf die Spannungen an, die vom Kristall über den Verstärker ihr zugeführt werden. Bei zehn Umdrehungen in der Sekunde empfindet das Auge die ankommenden Impulse als eine leuchtende Warte, die sich entsprechend den Laufzeiten der Schallwellen im Wasser auf der Stala verschiebt. Das Meßgerät ist mit größtmög- licher Genauigkeit ausgestattet. Es sind zwei um- schaltbare Meßbereiche vorhanden, ein kleiner, der die Meerestiefe bis 65 Meter und ein größerer, der die Meerestiefen von 50—450 Meter er- faßt. Vollkommen einwandfreie Messungen können schon von 1,5 Meter Tiefe an vorgenommen wer- den. Gerade diese große Meßgenauigkeit in Ver- bindung mit der scharfen Bündelung der Ultra- Schallwellen gestattet es, den Meeresboden abzu- tasten und die Form seiner Oberfläche mit Hilfe des Lichtzeigers genau zu bestimmen. Die Erfah- rung hat gelehrt, daß man sogar gesunkene Schiffe, Felsen oder sonstige Unebenheiten des Meeres- bodens genau wahrnehmen kann.

Enthüllung der Meerestiefe

Aber noch andere Erkenntnisse und für die Schiff- fahrt sehr wichtige Feststellungen kann man mit dem Radiolot machen. Die Echolotung gibt gleich- zeitig an, ob unter dem Kiel des Schiffes landiger oder fester Grund, ob Ton, Schluff oder Steine vorhanden sind. Je nach der Festigkeit des Meeres- bodens erhält man oft mehrfache Echos, die von der Stalenlampe natürlich alle angezeigt werden. Die verschiedenen Leuchtzeichen, die man am Meß- gerät erhält, konnten mit Hilfe von Meeresarten ausgewertet werden, so daß man heute imstande ist, die Echosignale genau zu deuten. Für die Fisch- fischerei hat gerade diese Eigenschaft des Radio-

Es ist ein Skandal, sagt der Hering

Ultra-Schallwellen enthüllen das Fischparadies — Echolote für die Hochsee- Fischerei — Enttätigung der Tiefe

Eine der umständlichsten Arbeiten an Bord von Schiffen war bis vor nicht langer Zeit das Loten. Mit Senkblei und Leine mußte in Gewässern, deren Meeresboden nicht in allen Einzelheiten be- kannt war, die Wassertiefe bestimmt werden. Man kann sich vorstellen, wie langwierig diese Art von Messung war. Die Statistik über die Schiffsver- luste in den letzten Jahren rechnet mehr als 50 Prozent des Abganges an Schiffen auf das Verlu- stonto durch Stranden oder ähnliche Unfälle.

Das Echolot

In Schiffsfahrtskreisen war schon seit langem der Wunsch vorhanden, das Lot durch einen Apparat abzulösen, der es gestattet, die Meerestiefen un- ter dem Kiel eines Schiffes schnell und mit hin- reichender Genauigkeit zu bestimmen. Und es hat auch nicht an Köpfen gefehlt, die sich mit dieser Aufgabe befaßten. Unter den verschiedensten Me- thoden zur Meerestiefenbestimmung ist die Echo- messung die vorherrschende. Das Verfahren ist eine Schallmessung. Man bestimmt die Laufzeit einer Schallwelle bis zu einer reflektierenden Wand und wieder zurück. Kennt man die Ausbreitungsges- chwindigkeit des Schalles in dem betreffenden Stoff, also in praktischen Fällen Luft und Wasser, so kann man ohne weiteres die Entfernung der Schallquelle von der reflektierenden Wand bestim- men. Apparate, die auf dieser Grundlage aufge- baut sind, nennt man Echolote. Sie sind schon sehr gut durchentwickelt, und das Lustschiff „Graf Zepp- elin“ bedient sich beispielsweise eines solchen Echo- lotes zur Höhenbestimmung.

Ultra-Schallwellen gebündelt gesandt

Was in der Luft möglich ist, kann auch im Was- ser durchgeführt werden. Bei der Schiffsahrt kommt

es jedoch darauf an, ein möglichst genaues Bild des unteren Kieles des Schiffes vorhandenen Meeres- bodens zu erhalten. Würde man in dem Falle die vorhin genannte Echomethode anwenden, so würde man nur ein sehr ungenaues Bild erhalten, weil die Schallwellen sich im Wasser ebenso wie in der Luft kugelförmig ausbreiten und die gemessenen Zeiten einen Summenwert verschiedener Lauf- zeiten darstellen. Verwendet man dagegen Ultra- Schallwellen, d. h. Schallwellen mit so hoher Schwingungszahl, daß wir sie mit unseren Ohren nicht mehr wahrnehmen können, so kann man das Echoverfahren ganz erheblich verbessern. Die Ultra-Schallwellen lassen sich nämlich sehr scharf gebündelt ausstrahlen, so daß sie auch nur eine ver- hältnismäßig kleine Fläche des Meeresbodens tref- fen. Die gemessene Laufzeit ist jetzt kein Summen- wert mehr, sondern läßt eine verhältnismäßig sehr genaue Bestimmung der Entfernung des Schiffs- kielis vom Meeresboden zu.

Das neue Radiolot

Die Deutsche Betriebsgesellschaft für drahtlose Telegraphie m. b. H. (Debeg) hat ein Radiolot entwickelt, das sich bereits in vielen Fällen ganz ausgezeichnet bewährt hat. Dieses Radiolot er- zeugt mit Hilfe eines Vakuumröhrensenders hochfre- quente elektrische Schwingungen, die einem im Schiffsboden eingebauten Kristall, der zwischen zwei Platten eingeklemmt ist, zugeführt werden. Der Kristall formt die elektrischen Schwingungen in entsprechende mechanische Schwingungen um, die sich dann im Wasser scharf gebündelt fortpflanzen. Es werden in jeder Sekunde zehn Schallzüge abge- geben und in den Tönen die vom Meeresboden reflektierenden Schallzüge vom gleichen Kristall

Stadtkreis Castrop-Rauxel

Castrop-Rauxel, 5. April 1936

Osterverkehr der Post Ostpakete und Ostergrüße

Ostergaben und Osterwünsche, die man mit der Post überbringt, sollen pünktlich zum Fest eintreffen. Die Post hat alle Vorkehrungen getroffen, sie bittet die Versender um verständnisvolle Mitarbeit. Pakete, Postgüter und Päckchen wie die brieflichen Ostergrüße sollte niemand erst in allerletzter Stunde einliefern. Bei dem Reiseverkehr vor dem Fest sind immerhin Verspätungen und Anschlussverfehlungen möglich; verspätetes Eintreffen der Sendungen beeinträchtigt aber leicht die Festfreude bei den Empfängern. Die Paketendungen müssen gut verpackt und versichert, die Aufschriften haltbar angebracht werden; obenauf in jede Sendung lege man ein Doppel der Aufschrift, damit die Ostergaben auch ihr Ziel erreichen, wenn die äußere Aufschrift verloren geht. Für Päckchen, die mit den Paketendungen beifügen werden, darf man nicht schwache Pappschachteln verwenden, die leicht eingedrückt werden. Die Aufschrift des Empfängers und des Absenders sollen auf den Paketen wie auf den Briefendungen vollständig und recht deutlich angegeben werden.

heute für 10 Pfennig

zum Heimatmuseum, Terrarium und Notgeldschießen

Unter Heimatmuseum, das durch die Ausstellung des Terrariums eine lebenswerte Bereicherung erfahren hat, ist zusammen mit der 2. Sonderausstellung, am heutigen Sonntag zum Preise von nur 10 Pf., von 10 bis 13 Uhr zu besichtigen. In den Preis eingerechnet ist außerdem noch die interessante, neue, von Günther Kartosta geschaffene Bildkarte, die in der Mitte den 2. // Notgeldschießen der Stadt Castrop und daneben Notgeld der Stadt Edtartsberga mit dem Bilde Friedrichs des

Großen und der Unterschrift „Ich bin der erste Diener des Staates“ zeigt.

Mit der kommissarischen Leitung der Augusta-Schule beauftragt

Der Lehrer Paul Erich Reinko von der kath. Realschule im Stadtteil Hablinghorst wurde mit der kommissarischen Leitung der Augusta-Schule im Stadtteil Obercastrop beauftragt.

Erich Reinko ist ein geborener Castrop-Rauxeler. Er wurde in der Altstadt am 2. Oktober 1890 geboren. Der Vorbereitung für den Lehrerberuf oblag er an der Präparandenanstalt und dem Lehrerseminar zu Berlin. Hier bestand er 1911 auch die erste Lehrprüfung. Den ersten Lehrauftrag erhielt er am 1. 4. 1911 an der kath. Volksschule in Dortmund-Nette. Von dort wurde er am 1. April 1913 nach Hablinghorst versetzt, wo er bis jetzt als vorbildlicher Erzieher der Jugend seine Berufspflichten erfüllt.

heute „Kosmarein vom Böhmerwald“

Wir werden gebeten, noch einmal auf den heute 19.30 Uhr im Kasinoaal der Jech „Graf Schwerin“ (Bötenamp) stattfindenden „KdZ“-Abend hinzuweisen, bei dem die überall mit so großem Beifall aufgenommene Singpiel-Operette „Kosmarein vom Böhmerwald“ zur Aufführung gelangt. Bei einem Eintrittspreis von nur 60 Pf. wird jeder Besucher bestimmt einen angenehmen und unterhaltsamen Abend erleben.

Ein erbbiologisches Schauspiel

„Schwägereröhne“ von Alexander Paul gelangt hier am Dienstag zur Aufführung

Am 7. 4. 36 führt die Theatergruppe des Reichsausschusses für Volksgesundheitsdienst beim Reichs- und Preussischen Ministerium des Innern auf Veranlassung der Landesstelle Westfalen-Süd des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda das in den Großstädten wie Hamburg und Dortmund mit beifolgendem Erfolg gezielte erbbiologische Schauspiel „Schwägereröhne“ von Alexander Paul in Castrop-Rauxel. Im Saale Kelling, J. d. d. n. Adolf-Hitler-Str. 157.

auf. — Dieses Werk schildert in einer einfach und klar gezeichneten Fabel, welches Unglück eine Einstellung, die nichts von den Erkenntnissen der Vererbungslehre wissen will, über eine Familie bringen kann. Es handelt sich um ein propagandistisches Lehrstück, das seiner thematischen Handlung nach voll und ganz zu bejahen ist. Der Besuch dieses wertvollen Stückes ist dringend zu empfehlen.

Küchenspeiseplan für die Woche

vom 6.—13. April 1936 (Osterwoche)
Mitgeteilt vom Deutschen Frauenwerk,
Gau Westfalen-Süd,

Abtlg. Volkswirtschaft—Hauswirtschaft

Montag: Schweinebraten, Blumenkohl und Kartoffeln.
Dienstag: Fischbraten, Salat und Kartoffeln.
Mittwoch: Pfefferbraten, Stampfkartoffeln und Rote-Beensalat.
Donnerstag: Spinat mit Ei und Kartoffeln.
Freitag: Rauteruppe, Stodischrollen und Kartoffelsalat, Rhabarberkompott.
Samstag: Erbseinsuppe.
Sonntag (1. Feiertag): Schenkensuppe, Lammbraten, Mirabellentompost, Kartoffeln, Schokoladenkammer und Vanillelune.
Montag (2. Feiertag): Weinuppe, Reite vom Lammbraten, Büschengemüse und Kartoffeln, Tutti-Drutti.

Tag des deutschen Ruderportes in Castrop-Rauxel

Der Ruderverein Rauxel bittet alle Volksgenossen, sich am Sonntagmorgen auf der Wartburginsel an der Feier und dem Gemeinschaftsempfang der Feier in Hamburg anlässlich des 100. Jahres des deutschen Ruderportes zu beteiligen.
Die Veranstaltung beginnt um 10.45 Uhr mit der feierlichen Flaggenhissung. — Um 11.25 Uhr starten alle Boote zum gemeinsamen Dauerrudern aller Ruderer Deutschlands. Auf einen Startschuss des Reichsportführers setzen sich die Boote in Bewegung. Ein gemeinsames Eintreffen zum Festen des Winterhilfswerkes bezieht die Veranstaltung.

Die Jungarbeiterkündigung mit Baldur von Schirach fällt aus

Dortmund. Auf Grund der vom Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda angeordneten Versammlungsrube muß die für Sonntag, den 5. April vorgesehene Jungarbeiterkündigung auf der Kofereianlage des Dortmund-Hörder Hüttenvereins, Werk Hörde, auf der der Reichsjugendführer Baldur von Schirach sprechen sollte, ausfallen.

Die Ausstellung „Schaffende Jugend“ wird am Sonntag im „Haus der Kunst“, Königswall, eröffnet.

Drei schwere Raubüberfälle aufgeklärt

Bielefeld. Wie wir ausführlich berichteten, wurde in der vorigen Woche auf die Menthauser Mühle in Verlinshausen bei Bielefeld von einer schwer bewaffneten Bande ein seit langem vorbereiteter Raubüberfall verübt, den aber die Polizei schon bald durch die Verhaftung der vierbändigen Bande auflösen konnte. Die Ermittlungen der Kriminalpolizei haben ergeben, daß die Bande auch noch andere Raubüberfälle in Ostwestfalen und den angrenzenden Gebieten verübt hat. So konnte sie der Täterhaft bei dem schweren Raubüberfall auf die Eheleute Möller in Niebrod (Kreis Herford) und auch bei dem am Weihnachtsabend des letzten Jahres verübten schweren Raubüberfall auf den Bauern Sundermeier in Schwarzenmoor überführt werden. In allen Fällen haben die Verbrecher nach langem Plan und mit Waffengewalt gehandelt. Die Ermittlungen, die im übrigen auch zur Verhaftung von noch zwei weiteren mit der Bande in Verbindung stehenden Personen führte, werden fortgeführt.

Tunnel unter der Weser

Minden. Die Reichsautobahntrasse Köln—Berlin kreuzt zwischen Minden und Bad Drenthausen bei Rennebed die Weser. Nachdem man zunächst die Absicht hatte, die Autobahn in einer Brücke auf Riedburg—Dannover vorführen zu lassen, hat man jetzt beschlossen, die Weser zu untertunneln. Diese gigantische Untertunnelung wird ein Meisterstück deutscher Technik werden und gibt zahlreichen Arbeitern aus dem Gebiet an der Raria Westfalica Arbeit und Brot.



W. Kaller
Castrop-Rauxel I
Marktstraße 20.



Niewels
Dortmund
Westenhellweg 138
am Körnerplatz
Sonntag geöffnet.

Tages- und
Abendunterricht
in Stenographie
Maschinenschreiben
Buchführung
Deutsch, Rechnen
Schönschreiben
Lackschrift usw.
Eintritt jederzeit
Bönning
Privat-Handelslehrer
und geprüfter
Kurzschreiblehrer
Bochumer Straße 7



Osterfreude

machen

Kleider, die gut und billig sind.

- (1) Kleid modisch und flott, für Nachmittag und Tee, aus vielfarben bedrucktem Matkcrepp 24,50
- (2) Sport-Kostüm fesch und jugendlich, für Sport u. Strasse, aus Fischgratbindung, ganz auf Maroc gearbeitet 29,50
- (3) Rock-Complett sehr apart, aus modernem Wolldiagonal, in verschiedenen schönen Farben, die Jacke ist mit Maroc gefüttert 45,—
- (4) Mantel sehr vornehm und modellige Form aus einfarbigem Wollbouclé, in modischen Farben 49,—

Füchse naturfarbig, die zu jedem Kleid und Mantel passen, beste Kürschnerverarbeitung 29 50 an.



Herne

Sonntag ist unser Geschäft von 14—18 Uhr geöffnet.

Von Kirsch 'ne Miele sagte Tante, die was von Waschmaschinen kannte
Münsterstraße 21
Ausstellungsraum Münsterstraße 16

Zurück
Augenarzt Dr.
Meyer-Riemsloh
Sprechstunden:
9—12 Uhr
15—17 Uhr

Bad Salzungen
bittet um Ihren Besuch
Herz. Nerven. Rheuma
Luftwege
Pausch. u. Vergünstig. Kuren
Garzjährige Kurzeit

Pianos, Flügel,
neu — geb.,
zur Miete, Gr.
Auswahl, Zah-
lungserleichterung
Pianoshaus
Marls, Bochum.
Rath-Wilhelmstr.

Fahrräder
Opel, Victoria, Phönix, usw.
nur bei W. Verheyen
Castrop-Rauxel 1
Marktstr. 16, Ruf 2410
Anzahlung 15.— RM.
Wochenrate 1.— RM.

Makulatur-
papier
stets zu haben im
Stadtanzeiger

Trauer-Drucksachen
Liefert schnellstens
Druckerei Geschw. Schmitz

im brieflichen Verkehr mit Ihren Geschäftsfreunden und Kunden sind aufgestellte und sauber gedruckte Briefblätter. Ein Briefblatt, das einen übersichtlich angeordneten Firmenkopf trägt, sauber gedruckt und aus gutem Papier ist, macht beim Empfänger stets einen sympathischen Eindruck auf Ihr Unternehmen.
Wir raten darum zu einer guten Ausstattung Ihrer Briefblätter. Beauftragen Sie uns. Wir find die Drucker schöner Geschäftspapiere.
Druckerei Geschw. Schmitz
Castrop-Rauxel 1,
Münsterstraße 24. — Sammelruf 2151.